Selma Lagerlöf

# Die sieben Todsünden

Legenden und Erzählungen

Langens Markbücher Band 4

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Mrs. G. Ehrlich

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/diesiebentodsnde00lage

Langens Mark-Bücher

Band 4

# Langens Mark-Bücher

## Eine Sammlung moderner Literatur

Vierter Band:

Selma Lagerlöf

Die sieben Todsünden

Albert Langen, München

LSwed
L1746si
.G

Selma Lagerlöf

# Die sieben Todsünden

## Ausgewählte Legenden und Erzählungen

9. bis 13. Tausend

H 34020
4. H. 45

Albert Langen, München

By

Die in diesem Auswahlbande enthaltenen Legenden und Erzählungen stammen aus folgenden Büchern von Selma Lagerlöf:

Legenden und Erzählungen

Unsichtbare Bande
Erzählungen

Christuslegenden

Ein Stück Lebensgeschichte
Erzählungen

---

Prospekte über Selma Lagerlöfs
Gesammelte Schriften
wie über ihre einzelnen Bücher umsonst und postfrei durch Albert Langen, München

---

Druck von Hesse & Becker, Leipzig
Einbände von E. A. Enders, Leipzig

---

Copyright 1914 by Albert Langen

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Albert Langen Selma Lagerlöf

# Inhalt


| | Seite |
|---|---|
| Die sieben Todsünden . . . | 7 |
| Die Vision des Kaisers . . . | 18 |
| Der Spielmann . . . . . | 29 |
| Eine Geschichte aus Halstanäs | 44 |
| Das Flaumvögelchen . . . | 61 |

# Die sieben Todsünden

Einmal wollte der böse Feind seinen Spott und Hohn mit einem weisen Mönche treiben. Er vermummte sich deshalb mit einem weiten Mantel und einem mächtigen Schlapphut, damit ihn niemand erkenne, und begab sich zu dem Alten, der in dem Beichtstuhl der Domkirche saß und auf seine Beichtkinder wartete.

„Ehrwürdiger Vater," sagte der Versucher, „ich bin ein Ackersmann und eines Ackermannes Sohn. Ich stehe mit der Sonne auf und vergesse niemals, mein Morgengebet zu sprechen, dann arbeite ich den ganzen Tag draußen auf dem Felde. Meine Nahrung ist Milch und Brot, und wenn ich mit meinen Freunden fröhlich sein will, bewirte ich sie mit Honig und Früchten. Ich bin meiner alten Eltern einzige Stütze. Ich habe keine Frau, und mein Sehnen steht nicht nach Weibern. Ich gehe fleißig in die Kirche und gebe den Zehnten von dem, was ich besitze. Ehrwürdiger Vater, du hast meine Beichte gehört. Willst du mir nun Absolution erteilen?"

„Mein Sohn," sagte der Mönch, „du bist der frömmste Mann, den ich noch gesehen habe. Gerne will ich dir den Ablaß geben. Laß mich dir erst nur erzählen, was sich jüngst hier in

diesem Orte zugetragen hat. Es wird dein Herz erfreuen, denn du wirst von manchen rühmlichen Taten hören, und doch kannst du dir sagen, daß die, die sie vollbracht haben, an deinem Maße gemessen, arme Sünder sind."

„Vater, du verleitest zum Hochmut," sagte der Mann.

„Gott schütze mich vor so großer Sünde!" erwiderte der Mönch. „Wenn du meine Erzählung erst vernommen hast, wirst du anders denken."

Und er begann: „Der stolze Rittersmann, dem das große Bergschloß jenseits des Flusses gehört, beschloß eines Tages, seine Tochter einem reichen und mächtigen Manne zu vermählen, der ihr gar herzlich zugetan war. Aber das widerstrebte der Jungfrau sehr, denn sie hatte ihre Treue schon einem andern versprochen.

Da schrieb die Jungfrau einen Brief an ihren Herzallerliebsten und erzählte ihm, wie sie von ihrem Vater gezwungen würde, einem andern anzugehören. ‚Darum sag ich Dir vieltausendmal Lebewohl,' schrieb sie ihm, ‚und bitte Dich, Dich um meinetwillen nicht zu betrüben, denn ich bin Dir treu in meinem Herzen.'

Aber der Ritter, ihr Vater, nahm dem Boten den Brief ab und verbrannte ihn insgeheim.

So kam ihr Hochzeitstag, und sie grüßte ihn

mit vielen Tränen. Aber in der Kirche weinte sie nicht: der Schmerz schlug seinen Wohnsitz in den Zügen ihres Gesichtes auf und versteinerte sie. Und alle Leute in der Kirche weinten über sie.

Der Ritter, ihr Vater, sah auch, wie der Kummer ihr Gesicht versteinert hatte. Da erschrak er über seine Tat. Und als sie von der Kirche heimkehrten, da rief er die Tochter in seine Turmkammer und sagte: ‚Liebe, ich habe unrecht gegen dich gehandelt.' Und obgleich er ein stolzer Mann war, fiel er vor ihr auf die Kniee und gestand, daß er eine schimpfliche Tat begangen und ihren Brief genommen hatte. Denn er hatte gefürchtet, daß ihr Geliebter mit seinen Knappen herbeireiten und sie mit Gewalt entführen würde, wenn er um die Hochzeit wüßte.

Sie sagte zu ihm: ‚Es mag deine Rechtfertigung sein, Vater, daß du nicht weißt, welche Not du verursacht hast.' Und sie trat auf die Zugbrücke hinaus.

Da kam der Bräutigam zu ihr. ‚Liebste, warum steht ein solcher Schmerz auf deinem Gesicht geschrieben?' sagte er.

Da antwortete die Braut: ‚Darum, weil ich einen Herzallerliebsten habe, den ich niemals zu lassen geschworen habe.'

Aber er sagte: ‚Sei nicht betrübt um dessent-

willen. Meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich glaube, niemand kann dich glücklicher machen, als ich es tun werde.'

‚So denken alle, die lieben,' sagte sie nur.

‚Sage mir, was ich tun soll, um den Schmerz aus deinem Gesicht zu verscheuchen,' sagte er, ‚und ich will dir zeigen, daß ich die Wahrheit spreche.' Da faßte die Braut Mut und dachte: ‚Ich will es sagen; vielleicht, daß Gott sein Herz bewegt.' Und sie erzählte ihm, daß sie und ihr Liebster einander den Eid geschworen hätten, daß, wer von seinem Feinslieb betrogen würde, sich an dessen Hochzeitstage töten würde. ‚Also tötet sich heute mein Geliebter,' sagte die Braut. Und sie sank zu Boden in ihrem Jammer und lag flehend zu des Bräutigams Füßen. ‚Laß mich zu ihm gehen, bevor er es vollbringt.'

Es lag eine solche Macht in dem Schmerz des Weibes, daß ihr Gemahl, obgleich er dachte: ‚Lasse ich sie zu dem ziehen, der sie liebt, so sehe ich sie niemals wieder,' sich doch überwand und sagte: ‚Du magst tun, was dich gut dünkt.' Da stand sie auf und dankte ihm unter Tränen. Dann ging sie in den Saal zu den Hochzeitsgästen, die an den gedeckten Tischen vor ihren Tellern standen und eifrig des Schmauses harrten, denn sie waren sehr hungrig nach dem langen Ritt und der langen Messe.

‚Vielliebe Herren und Frauen,‘ sagte die Braut zu ihnen, ‚ich muß euch sagen, daß ich mit meines Gemahls Erlaubnis an diesem Abend fortgehe, zu meinem Liebsten. Denn er will sich heute töten, weil ich ihm untreu geworden bin. Nun gehe ich, ihm zu sagen, daß ich gezwungen wurde. Verwundert euch nicht, daß ich selbst gehe, denn zu solchem Auftrag kann man nicht Brief noch Boten finden, der sicher genug wäre. Aber euch bitte ich: esset, trinket und seid fröhlich, dieweil ich fort bin. Denn ich komme wieder, wenn ich meinen Liebsten vom Tod errettet habe.‘

Aber alle Hochzeitsgäste weinten, als sie ihnen von dem Schmerze erzählte, der ihr drohte, und sie antworteten ihr: ‚Mitnichten wollen wir essen und trinken, solange solches Leid dich bedrückt. Gehe du, und wenn du wiederkehrst, werden wir mit dem Schmause beginnen.‘

Und sie verließen die Tische.

Als die Braut über den Burghof ging, ertönte ein großer Lärm aus der Küche. Denn ein kleiner Junge vom Gesinde war zum Küchenmeister geeilt und hatte ihm zugerufen, daß das Mahl um mehrere Stunden hinausgeschoben werden sollte. Und den Küchenmeister erfaßte Betrübnis, als er an seine Braten und die andern Gerichte dachte, die nun verderben mußten. Ein

Liespfund Butter warf er ins Feuer, und einen Korb Eier zerschellte er an den Steinfliesen, und den Jungen schleuderte er über die Schwelle und stand nun vor dem Liegenden, den großen Besen zum Schlage erhoben.

Als aber die Braut auf den Burghof hinaustrat, bat sie ihn, den kleinen Jungen loszulassen, und er konnte ihrer Bitte nicht widerstehen und hörte sogleich auf, ihn zu schlagen. Und er rief: ‚Gepriesen sei Gott, der dich so holdselig schuf. Ich will dich fürder nicht betrüben.‘ Und er verwahrte die Speisen viele Stunden, ohne einem ein erzürntes Wort zu sagen.

Die Braut ging nun allein durch den großen Wald, denn sie wollte zu Fuß zu dem Geliebten kommen und ohne Geleite, so wie man zur Muttergottes-Kapelle kommt in großer Not.

Aber im Walde wohnte ein friedloser Mann, der ein Räuber war. Aus seinem Schlupfwinkel sah er die Braut über den Weg schreiten. Sie hatte Ringe an den Fingern, ein Goldkrönlein auf dem Haupte, eine schwere Silberschärpe um den Leib und Perlen am Halse. Da sagte der Räuber zu sich selbst: ‚Dies ist nur ein schwaches Weib, dem will ich seine Kleinodien nehmen, und ich habe Reichtum genug. Ich kann dann in ein andres Land ziehen, kann dieses schmähliche

Leben im Walde lassen und ein ehrlicher Mann werden.'

Als aber die Braut näher kam und er ihr Gesicht sah, da wurde er machtlos. Denn Gott hatte sie sehr hold geschaffen. Er dachte: ‚Ich kann ihr nicht schaden. Sie ist eine Braut, und ich kann diese liebliche Jungfrau nicht geplündert ins Hochzeitshaus gehen lassen.' Und er fürchtete Gott, der das Weib also geschaffen hatte, und ließ sie ziehen.

In demselben Wald wohnte ein alter Eremit, der seinen Körper damit kasteite, daß er volle sechs Tage wachte und immer nur am siebenten schlief. Er hatte sich das Gesetz auferlegt, wenn er nicht Muße fände, am siebenten Tage zu schlafen, müsse er sechs weitere Tage wachen. Denn er glaubte, dies sei Gott wohlgefällig. Nun war sein siebenter Tag beinahe vergangen, ohne daß er hätte schlafen können; denn viele Kranke und Bekümmerte hatten ihn aufgesucht. Aber als er sie alle abgefertigt hatte und sich zum Schlummer niederlegen wollte, erblickte er die Braut, die durch den dichten Wald herankam. Und er dachte bei sich selbst: ‚Wie soll diese Pilgerin über den reißenden Fluß gelangen, der über Nacht angeschwollen ist und seine Brücke weggeschwemmt hat?' Und er verließ seine Lagerstätte und geleitete sie zum Flusse und trug sie

auf seinen Schultern über das Wasser. Und als er wieder zu seiner Höhle kam, war seine Zeit abgelaufen, und er mußte noch sechs Tage wachen, um dieses fremden Weibes willen. Aber er bereute es nicht, denn über ihr lag ein solcher Liebreiz, daß alle, die ihrer ansichtig wurden, froh waren, um ihretwillen auf etwas zu verzichten.

So kam die Braut zum Hause des Geliebten. Der war in sein Kämmerlein gegangen und hatte die Tür mit schweren Schlössern versperrt. Und als sie klopfte, mochte er nicht öffnen. Denn er hatte das Schwert gezogen und wollte sich töten.

Da vermochte sie weder zu rufen, noch zu bitten, denn die Angst erstickte ihre Stimme. Aber ihre heißen Tränen fielen auf die steinernen Fliesen, und er hörte durch die Eichentüre, wie sie schluchzte. Er konnte sich nicht töten, solange er darauf lauschte, und er schloß ihr auf.

Da stand sie mit gefalteten Händen vor ihm und sagte ihm, wie sie gezwungen worden war. Und als er sah, daß er ihre Liebe noch hatte, versprach er ihr, sich nicht den Tod zu geben. Da schmiegte sie sich an ihn, und er küßte sie, und sie fühlten zu gleicher Zeit alle Freude und allen Kummer, den ein Herz bergen kann.

Er sprach zu ihr: ‚Du mußt jetzt gehen, denn

du gehörst einem andern an.' Und sie erwiderte: ‚Wie kann ich?'

Aber der Rittersmann, der sie liebte, riß sich aus ihren Armen und sagte: ‚Ich will ihn nicht kränken, ihn, der dich zu mir ziehen ließ.' Und er ließ zwei Pferde satteln und ritt heim mit ihr zu ihres Vaters Hof." — — — — —

Dies alles erzählte der Mönch dem bösen Feinde und wußte noch nicht, mit wem er sprach. Und dann fragte er ihn, wer von diesen, von denen er berichtet hätte, ihm das größte Opfer gebracht zu haben schiene. Denn der Mönch war ein weiser Mann und wußte genugsam, daß kein Mensch so ohne Sünde sein kann, wie dieser Fremde von sich sagte. Und durch diese Erzählung gedachte er zu erfahren, welche der sieben Todsünden die seine wäre; denn je nachdem er erwidern würde, daß der Vater, oder der Bräutigam, oder die Hochzeitsgäste, oder der Küchenmeister, oder der Räuber, oder der Eremit, oder der Liebste am meisten geopfert hätte, würde der Mönch erfahren, ob Hochmut, oder Eifersucht, oder Völlerei, oder Zorn, oder Geiz, oder Faulheit, oder Wollust die Sünde wäre, die seine Seele beherrschte. Denn was er am höchsten bei andern bewunderte, das müßte ihm selbst zu vollbringen am schwersten fallen.

Aber der böse Feind war so sehr von seinem

eignen Spiel gefangen, daß er die List des Mönches gar nicht merkte. „Wahrlich," sagte er, „es fällt mir nicht leicht, deine Frage zu beantworten. Es dünkt mich, daß der Mann nicht weniger geopfert hat, als der Geliebte, und die Hochzeitsgäste keine geringere Entsagung geübt haben als der Räuber. Sie verdienen alle das größte Lob." Und er vermeinte, so geantwortet zu haben, wie der Mönch es wünschte.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen," rief da der fromme Mann und war sehr erschrocken, „sage doch, daß du eine Tat der andern vorziehst, oder sage, daß du keiner sonderlichen Wert beimissest!"

„Keineswegs, ehrwürdiger Vater," antwortete der Versucher, „nichts von dem, was diese Männer getan haben, halte ich für leicht. Auch kann ich nicht eines über das andere setzen."

Der Mönch aber neigte die Lippen zu seinem Ohr hinab und sagte mit keuchender Stimme: „Ich beschwöre dich, sage mir, daß eine Tat die beste ist."

Aber der böse Feind weigerte sich und bat um Absolution.

„Dann bist du aller sieben Todsünden schuldig," rief der Mönch entsetzt, „und du mußt der Teufel selbst sein und kein Mensch."

Als er dieses gesagt hatte, stürzte er aus dem

Beichtstuhle und flüchtete zum Altar. Und dort begann er die Beschwörung zu sprechen: Vade retro, Satanas. Als der böse Feind sah, daß er sich verraten hatte, breitete er seinen Mantel gleich einem Paar Flügel aus und fuhr durch die dämmerige Wölbung der Kirche wie eine große, schwarze Fledermaus.

Und es hatte nicht sein Bewenden damit, daß er seine böse Absicht verfehlt hatte, sondern durch Gottes Gnade geschah es, daß sie zum Segen ausschlug: die Erzählung des Mönches wird seit langer Zeit dazu verwendet, das zu erforschen, was im Herzen des Menschen liegt. Wenn man sich ihrer recht bedient, ist sie gleich einem Netze in des Fischers Hand. So wie dieses ins Meer geworfen wird und seine Fische auffängt, so taucht sie hinab ins Menschenherz und zieht die Sünden herauf ans Licht, auf daß sie bekämpft und unterjocht werden mögen.

# Die Vision des Kaisers

Es war zu der Zeit, da Augustus Kaiser in Rom war und Herodes König in Jerusalem.

Da geschah es einmal, daß eine sehr große und heilige Nacht sich auf die Erde herabsenkte. Es war die dunkelste Nacht, die man noch je gesehen hatte; man hätte glauben können, die ganze Erde sei unter ein Kellergewölbe geraten. Es war unmöglich, Wasser von Land zu unterscheiden, und man konnte sich auf dem vertrautesten Wege nicht zurechtfinden. Und dies konnte nicht anders sein, denn vom Himmel kam kein Lichtstrahl. Alle Sterne waren daheim in ihren Häusern geblieben, und der liebliche Mond hielt sein Gesicht abgewendet.

Und ebenso tief wie die Dunkelheit war auch das Schweigen und die Stille. Die Flüsse hatten in ihrem Laufe innegehalten, kein Lüftchen regte sich, und selbst das Espenlaub hatte zu zittern aufgehört. Wäre man dem Meere entlang gegangen, so hätte man gefunden, daß die Welle nicht mehr an den Strand schlug, und wäre man durch die Wüste gewandert, so hätte der Sand nicht unter dem Fuße geknirscht. Alles war versteinert und regungslos, um nicht die heilige Nacht zu stören. Das Gras vermaß sich nicht zu wachsen, der Tau konnte nicht fallen, und

die Blumen wagten nicht Wohlgeruch auszuhauchen.

In dieser Nacht jagten die Raubtiere nicht, bissen die Schlangen nicht, bellten die Hunde nicht. Und was noch herrlicher war, keins von den leblosen Dingen hätte die Weihe der Nacht dadurch stören wollen, daß es sich zu einer bösen Tat hergab. Kein Dietrich hätte ein Schloß öffnen können, und kein Messer wäre imstande gewesen, Blut zu vergießen.

Eben in dieser Nacht trat in Rom ein kleines Häuflein Menschen aus den kaiserlichen Gemächern auf den Palatin und nahm seinen Weg über das Forum hinauf zum Kapitol. An dem eben zur Neige gegangenen Tage hatten nämlich die Räte den Kaiser gefragt, ob er etwas dagegen einzuwenden habe, daß sie ihm auf Roms heiligem Berg einen Tempel errichteten. Aber Augustus hatte nicht sogleich seine Zustimmung gegeben. Er wußte nicht, ob es den Göttern wohlgefällig wäre, daß er einen Tempel neben dem ihren besäße, und er hatte geantwortet, daß er erst seinem Schutzgeist ein nächtliches Opfer bringen wolle, um dadurch ihren Willen in dieser Sache zu erforschen. Er war es nun, der, von einigen Vertrauten geleitet, daran ging, dieses Opfer darzubringen.

Augustus ließ sich in seine Sänfte tragen, denn

er war alt, und die hohen Treppen des Kapitols fielen ihm beschwerlich. Er hielt selbst den Käfig mit den Tauben, die er opfern wollte. Nicht Priester, noch Soldaten oder Ratsherren begleiteten ihn, sondern nur seine nächsten Freunde. Fackelträger gingen ihm voran, gleichsam um einen Weg in das nächtliche Dunkel zu bahnen, und ihm folgten Sklaven, die den dreifüßigen Altar trugen, die Kohlen, die Messer, das heilige Feuer und alles andere, was für das Opfer erforderlich war.

Auf dem Wege plauderte der Kaiser fröhlich mit seinen Vertrauten, und darum bemerkte niemand die unsägliche Stille und Verschwiegenheit der Nacht. Erst als sie auf dem obersten Teile des Kapitols den leeren Platz erreicht hatten, der für den neuen Tempel auserkoren war, wurde ihnen offenbar, daß etwas Ungewöhnliches bevorstand.

Dies konnte nicht eine Nacht sein wie alle andern, denn oben auf dem Rande des Felsens sahen sie das wunderbarste Wesen. Zuerst glaubten sie, es sei ein alter, verwitterter Olivenstamm, dann meinten sie, ein uraltes Steinbild vom Jupitertempel sei auf den Felsen hinausgewandert. Endlich gewahrten sie, daß dies niemand sein konnte als die alte Sibylle.

Etwas so Altes, so Wettergebräuntes und so

Riesengroßes hatten sie niemals gesehen. Diese alte Frau war schreckenerregend. Wäre der Kaiser nicht gewesen, sie hätten sich alle heim in ihre Betten geflüchtet. „Sie ist es," flüsterten sie einander zu, „die der Jahre so viele zählt, wie es Sandkörner an der Küste ihres Heimatlandes gibt. Warum ist sie gerade in dieser Nacht aus ihrer Höhle gekommen? Was kündet sie dem Kaiser und dem Reiche, sie, die ihre Prophezeiungen auf die Blätter der Bäume schreibt und weiß, daß der Wind das Orakelwort dem zuträgt, für den es bestimmt ist?"

Sie waren so erschrocken, daß sie alle auf die Kniee gesunken wären und mit ihren Stirnen den Boden berührt hätten, wenn die Sibylle nur eine Bewegung gemacht hätte. Aber sie saß so still, als wäre sie leblos. Sie saß auf dem äußersten Rande des Felsens zusammengekauert, und die Augen mit der Hand beschattend, spähte sie hinaus in die Nacht. Sie saß da, als hätte sie den Hügel erstiegen, um etwas, was sich in weiter Ferne zutrüge, besser zu sehen. Sie konnte also etwas sehen, sie, in einer solchen Nacht!

In demselben Augenblick merkten der Kaiser und alle in seinem Gefolge, wie tief die Finsternis war. Keiner von ihnen konnte eine Handbreit vor sich sehen. Und welche Stille, welches Schweigen! Nicht einmal das dumpfe Gemur-

mel des Tiber konnten sie vernehmen. Aber die Luft wollte sie ersticken, der kalte Schweiß trat ihnen auf die Stirn, und ihre Hände waren starr und kraftlos. Sie dachten, es müsse etwas Furchtbares bevorstehen.

Aber niemand wollte zeigen, daß er Angst hatte, sondern alle sagten dem Kaiser, daß dies ein gutes Omen sei: die ganze Natur hielte den Atem an, um einen neuen Gott zu grüßen.

Sie forderten Augustus auf, an das Opfer zu gehen, und sagten, daß die alte Sibylle wahrscheinlich aus ihrer Höhle gekommen wäre, um seinen Genius zu grüßen.

Aber in Wahrheit war die alte Sibylle von einer Vision so gefesselt, daß sie es nicht einmal wußte, daß Augustus auf das Kapitol gekommen war. Sie war im Geiste in ein fernes Land versetzt, und dort meinte sie über eine große Ebene zu wandern. In der Dunkelheit stieß sie mit dem Fuße unablässig an etwas, was sie für Erdhügelchen hielt. Sie bückte sich und tastete mit der Hand. Nein, es waren keine Erdhügelchen, sondern Schafe. Sie wanderte zwischen großen schlafenden Schafherden.

Nun gewahrte sie das Feuer der Hirten. Es brannte mitten auf dem Felde, und sie tastete sich hin. Die Hirten lagen um das Feuer und schliefen, und neben sich hatten sie lange, spitzige

Stäbe, mit denen sie die Herden gegen wilde Tiere zu verteidigen pflegten. Aber die kleinen Tiere mit den funkelnden Augen und den buschigen Schwänzen, die sich zum Feuer schlichen, — waren das nicht Schakale? Und doch schleuderten ihnen die Hirten keine Stäbe nach, die Hunde schliefen weiter, die Schafe flohen nicht, und die wilden Tiere legten sich an der Seite der Menschen zur Ruhe.

Dies sah die Sibylle, aber sie wußte nichts von dem, was sich hinter ihr auf der Bergeshöhe zutrug. Sie wußte nicht, daß man da einen Altar errichtete, die Kohlen entzündete, das Räucherwerk ausstreute, und daß der Kaiser die eine Taube aus dem Käfig nahm, um sie zu opfern. Aber seine Hände waren so erstarrt, daß er den Vogel nicht zu halten vermochte. Mit einem einzigen Flügelschlage befreite sich die Taube und verschwand, hinauf in das nächtliche Dunkel.

Als dies geschah, blickten die Hofleute mißtrauisch zu der alten Sibylle hin. Sie glaubten, daß sie es wäre, die das Unglück verschuldet hätte.

Konnten sie wissen, daß die Sibylle noch immer an dem Kohlenfeuer der Hirten zu stehen meinte und daß sie nun einem schwachen Klange lauschte, der zitternd durch die totenstille Nacht drang?

Sie hörte ihn lange, ehe sie merkte, daß er nicht von der Erde kam, sondern aus den Wolken. Endlich erhob sie das Haupt, und da sah sie lichte, schimmernde Gestalten durch die Dunkelheit gleiten. Es waren kleine Engelscharen, die gar holdselig singend und gleichsam suchend über der weiten Ebene hin und wieder flogen.

Während die Sibylle so dem Engelgesange lauschte, bereitete sich der Kaiser gerade zu einem neuen Opfer. Er wusch seine Hände, reinigte den Altar und ließ sich die zweite Taube reichen. Aber obgleich er sich jetzt bis zum Äußersten anstrengte, um sie festzuhalten, entglitt der glatte Körper der Taube seiner Hand, und der Vogel schwang sich in die undurchdringliche Nacht empor.

Den Kaiser faßte ein Grauen. Er stürzte vor dem leeren Altar auf die Kniee und betete zu seinem Genius. Er rief ihn um Kraft an, das Unheil abzuwenden, das diese Nacht zu künden schien.

Auch davon hatte die Sibylle nichts gehört. Sie lauschte mit ganzer Seele dem Engelgesang, der immer stärker wurde. Schließlich wurde er so mächtig, daß er die Hirten erweckte. Sie richteten sich auf dem Ellenbogen empor und sahen leuchtende Scharen silberweißer Engel in langen, wogenden Reihen gleich Zugvögeln droben

durch das Dunkel schweben. Einige hatten Lauten und Violinen in den Händen, andre hatten Zithern und Harfen, und ihr Gesang klang fröhlich wie Kinderlachen und sorglos wie Lerchenzwitschern. Als die Hirten dieses hörten, machten sie sich auf, um zu dem Bergstädtlein zu gehen, wo sie daheim waren, und von dem Wunder zu erzählen.

Sie wanderten über einen schmalen, geschlängelten Pfad, und die alte Sibylle folgte ihnen. Mit einem Male wurde es oben auf dem Berge hell. Ein großer, klarer Stern flammte mitten darüber auf, und die Stadt auf dem Bergesgipfel schimmerte wie Silber im Sternenlicht. Alle die umherirrenden Engelscharen eilten unter Jubelrufen hin, und die Hirten beschleunigten ihre Schritte, so daß sie beinahe liefen. Als sie die Stadt erreicht hatten, fanden sie, daß die Engel sich über einem niedrigen Stall in der Nähe des Stadttors gesammelt hatten. Es war ein ärmlicher Bau mit einem Dache aus Stroh und dem nackten Felsen als Rückwand. Darüber stand der Stern, und dahin scharten sich immer mehr und mehr Engel. Einige setzten sich auf das Strohdach oder ließen sich auf der steilen Felswand hinter dem Hause nieder, andere schwebten mit flatternden Flügeln darüber. Hoch, hoch hinauf war die Luft von den strahlenden Schwingen verklärt.

In demselben Augenblick, in dem der Stern über dem Bergstädtchen aufflammte, erwachte die ganze Natur, und die Männer, die auf der Höhe des Kapitols standen, mußten es auch merken. Sie fühlten frische, aber kosende Winde den Raum durchwehen, süße Wohlgerüche strömten rings um sie empor, Bäume rauschten, der Tiber begann zu murmeln, die Sterne strahlten, und der Mond stand mit einem Male hoch am Himmel und erleuchtete die Welt. Und aus den Wolken schwangen sich zwei Tauben nieder und setzten sich dem Kaiser auf die Schultern.

Als dies Wunder geschah, richtete sich Augustus in stolzer Freude empor, aber seine Freunde und Sklaven stürzten auf die Kniee. „Ave Caesar!“ riefen sie. „Dein Genius hat dir geantwortet. Du bist der Gott, der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden soll.“

Und die Huldigung, die die hingerissenen Männer dem Kaiser zujubelten, war so laut, daß die alte Sibylle sie hörte. Sie wurde davon aus ihren Gesichten erweckt. Sie erhob sich von ihrem Platze auf dem Felsenrand und trat unter die Menschen. Es war, als hätte eine dunkle Wolke sich aus dem Abgrund erhoben, um über die Bergeshöhe hinabzustürzen. Sie war erschreckend in ihrem Alter. Wirres Haar hing in spärlichen Zotteln um ihren Kopf, die

Gelenke der Glieder waren vergrößert, und die gedunkelte Haut überzog den Körper hart wie Baumrinde, Runzel an Runzel.

Aber gewaltig und ehrfurchtgebietend schritt sie auf den Kaiser zu. Mit der einen Hand umfaßte sie sein Handgelenk, mit der andern wies sie nach dem fernen Osten.

„Sieh!“ gebot sie ihm, und der Kaiser schlug die Augen auf und sah. Der Raum tat sich vor seinen Blicken auf, und sie drangen ins ferne Morgenland. Und er sah einen dürftigen Stall unter einer steilen Felswand, und in der offenen Tür einige knieende Hirten. Im Stalle sah er eine junge Mutter auf den Knieen vor einem kleinen Kindlein, das auf einem Strohbündel am Boden lag.

Und die großen knochigen Finger der Sibylle wiesen auf dieses arme Kind.

„Ave Caesar!“ sagte die Sibylle mit einem Hohnlachen. „Da ist der Gott, der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden wird!“

Da prallte Augustus vor ihr zurück, wie vor einer Wahnsinnigen.

Aber über die Sibylle kam der mächtige Sehergeist. Ihre trüben Augen begannen zu brennen, ihre Hände reckten sich zum Himmel empor, ihre Stimme verwandelte sich, so daß sie nicht ihre eigne zu sein schien, sondern solchen

Klang und solche Kraft hatte, daß man sie über die ganze Welt hin hätte hören können. Und sie sprach Worte, die sie oben in den Sternen zu lesen schien.

„Anbeten wird man auf den Höhen des Kapitols den Welterneuerer, Christ oder Antichrist, doch nicht hinfällige Menschen."

Als sie dies gesagt hatte, schritt sie durch die Reihen der schreckgelähmten Männer, ging langsam die Bergeshöhe hinunter und verschwand.

Aber Augustus ließ am nächsten Tage dem Volke streng verbieten, ihm einen Tempel auf dem Kapitol zu errichten. Anstatt dessen erbaute er dort ein Heiligtum für das neugeborne Gotteskind und nannte es „Des Himmels Altar", Ara Coeli.

# Der Spielmann

Ein Spielmann geht eines Sonnabends spät nachts mit seiner Fiedel unterm Arme einher. Er ist sehr munter und fröhlich, denn er kommt von einem Feste, wo er mit seinem Spiel alt und jung zum Tanzen verlockt hat.

Wie er nun so geht, denkt er just daran, wie niemand sich stille halten konnte, solange sein Bogen im Gange war. Ein so wilder Tanz hatte durch die Stube gewirbelt, daß es ihm ein paarmal gewesen war, als tanzten Tische und Stühle mit.

— „Ich glaube doch sicherlich, daß sie niemals einen solchen Spielmann wie mich an diesem Orte gehabt haben," sagte er zu sich selbst.

— „Aber recht schwer habe ich es gehabt, bis ich ein so tüchtiger Kerl wurde," fährt er fort. „Das war kein Spaß, als ich noch ein Kind war und die Eltern mir befahlen, Schafe und Kühe zu hüten, und ich alles vergaß und nur dasaß und an meiner Geige zupfte. Ja, und nicht einmal eine richtige Geige wollten sie mir daheim geben. Ich hatte nichts andres zum Spielen als eine alte Holzkiste, über die ich Saiten gespannt hatte.

Am Tage, wenn ich allein im Walde sein durfte, ging es mir ja ganz gut, aber es war

kein Spaß, am Abend heimzukommen, wenn die Herde sich mir verirrt hatte. Da bekam ichs unzählige Male von Vater und Mutter zu hören, daß ich ein Taugenichts sei, und daß nie etwas aus mir werden würde."

In dem Teil des Waldes, den der Spielmann durchwandert, bahnt sich ein kleiner Bergstrom seinen Weg. Da ist der Boden steinig und hügelig, und dem Strom macht es große Beschwerden, vorwärts zu kommen. Er windet sich hin und her, stürzt sich über kleine Fälle und scheint doch nicht vom Fleck zu kommen. Der Weg hingegen, den der Spielmann wandert, versucht so schnurgerade zu gehen wie nur möglich. Er trifft so immer wieder mit dem sich schlängelnden Bergstrom zusammen und springt jedesmal auf einem kleinen Brücklein hinüber. Der Spielmann muß daher einmal ums andre den Strom überschreiten; und das macht ihm Freude. Es ist ihm so, als hätte er nun im Walde Gesellschaft gefunden.

Er geht durch die helle Sommernacht. Die Sonne ist noch nicht aufgestanden, aber es hat nicht viel zu sagen, daß sie sich ferne hält, denn es herrscht doch auf jeden Fall volles Licht. Aber richtig so wie am Tage ist es doch nicht.

Alles hat eine andre Farbe. Der Himmel ist ganz weiß, die Bäume und die hohen Kräuter

im Grase sind glänzend grau. Aber alles ist ebenso deutlich erkennbar wie am Tage, und als der Spielmann auf einer der vielen Brücken stehen bleibt und in den Strom hinabblickt, kann er jedes Bläschen unterscheiden, das durch das Wasser perlt.

„Wenn ich solch einen Strom in der Wildnis sehe, muß ich mich an mein eignes Leben erinnern," denkt der Spielmann. „Ebenso halsstarrig wie er habe ich mir meine Straße gebahnt, vorbei an allem, was sich mir in den Weg stellte. Da war Vater: er stellte sich mir entgegen wie ein harter Fels. Und da war Mutter: sie suchte mich still zu halten und mich gleichsam zwischen Mooshügeln einzubetten. Aber ich schlich mich an Vater und Mutter vorbei, und hinaus in die Welt ging es."

„Haha, jaja, ich denke, Mutter sitzt daheim und weint noch um mich; aber was kümmert das mich! Sie hätte doch verstehen können, daß aus mir etwas werden mußte, und hätte nicht versuchen sollen, mir entgegen zu sein."

Ungeduldig reißt er ein paar Blätter von einem Busch ab und wirft sie in den Strom.

— „So habe ich mich von allem daheim losgerissen," sagt er, als er sieht, wie das Wasser die Blätter forttreibt.

— „Möchte doch gerne wissen, ob Mutter er-

fahren hat, daß ich nun der beste Spielmann in ganz Värmland bin?" sagt er, während er weiter wandert.

Er geht mit rüstigen Schritten vorwärts, bis er wieder zu einem Steg kommt. Da bleibt er abermals stehen und sieht in den Strom hinab. Unter der Brücke schäumt der Strom in reißendem Fall und macht ein erschreckliches Getöse. Da es Nacht ist, hört man ganz andre Laute als am Tage, und der Spielmann wundert sich gar sehr, wie er stehen bleibt und lauscht. Da ist kein Vogelgesang im Walde und kein Spiel in den Nadeln und kein Rascheln im Laube. Keine Wagenräder knarren auf dem Wege, und keine Kuhschellen klingeln. Man hört nur den Bergstrom, aber gerade darum hört man ihn wohl um so viel besser und anders als am Tage. Es klingt, als wenn alles Denkbare und Undenkbare in der Tiefe des Stromes wäre. Vor allem klingt es, als wenn jemand dort unten säße und zwischen großen Steinen Korn mahlte, aber zuweilen klingt es so, wie wenn Becher bei einem Trinkgelage aneinander stoßen, und manchmal hört man ein Murmeln, wie wenn die Gemeinde aus der Kirche kommt und nach dem Gottesdienst in eifrigem Gespräch auf dem Kirchenhügel steht.

— „Das hier ist wohl auch eine Art Musik,"

denkt der Spielmann, „obschon ich nicht finden kann, daß es besonders weit damit her ist. Ich sollte doch meinen, daß die Weise, die ich jüngst gesetzt habe, mehr wert ist, daß man auf sie horche.“

Aber je länger der Spielmann steht und dem Wasserfall lauscht, desto besser und besser gefällt ihm dessen Lied.

— „Ich glaube wirklich, du nimmst dich zusammen,“ sagt er zum Wasserfall. „Du mußt wohl merken, daß der beste Spielmann von ganz Wärmland da steht und dir zuhört.“

In demselben Augenblick, wo er dies sagt, vermeint er, aus der Tiefe ein paar metallklare Laute zu vernehmen, wie wenn jemand an einer Saite zupft, um zu prüfen, ob sie stimme.

„Sieh da, nun ist der Wassermann selbst zur Stelle gekommen; ich höre, wie er an seiner Fiedel zupft,“ sagt der Spielmann und lacht. „Aber ich kann doch nicht die ganze Nacht hier stehen bleiben und darauf warten, daß du anfängst,“ ruft er gleich darauf ins Wasser hinab. „Nun muß ich weiter gehen, aber ich verspreche dir, daß ich auch auf der nächsten Brücke stehen bleiben und horchen will, ob du zu spielen begonnen hast.“

Er wandert weiter, und während der Strom auf seinem geschlängelten Wege in den Wald

hineinläuft, fängt er wieder an, an seine Heimat zu denken.

— „Ich möchte wohl wissen, wie es mit dem kleinen Bächlein steht, das an unserm Gehöft vorbeifließt; das wollte ich gerne wieder einmal sehen. Ich sollte doch einmal heimgehen, um zu sehen, ob die Mutter dürftige und schwere Zeit hat, seit Vater tot ist, — wenn ich nur die Zeit finden könnte. Aber ich bin so beschäftigt; da ist es fast unmöglich. Ich kann zu nichts anderm Zeit finden als für meine Fiedel; es gibt ja kaum einen Abend in der Woche, an dem ich frei wäre."

Nach einem kleinen Weilchen trifft er den Strom wieder, und damit kommt er allsogleich auf andre Gedanken. Bei diesem Übergang kommt der Bergstrom nicht in einem donnernden Wasserfall herangestürzt, sondern er fließt ganz sacht vorbei. Tiefschwarz und blank liegt er unter den mächtig grauen Bäumen des Waldes und trägt noch hier und dort einen schneeweißen Schaumkamm von den oberen Fällen.

Als der Spielmann auf das Brücklein kommt und keinen andern Laut vom Strome hört als hie und da ein leises Plätschern, fängt er abermals zu lachen an.

— „Ich konnte es mir ja denken, daß der Neck sich nicht bequemen würde, zum Stelldichein

zu kommen," rief er. „Freilich habe ich immer gehört, daß er ein tüchtiger Spielmann sein soll, aber gar so weit her kann es doch nicht mit ihm sein, wenn er immer ganz still im Bach liegt und nie etwas Neues zu hören bekommt. Er weiß schon, daß hier einer steht, der die Sache besser versteht als er, und darum will er sich nicht hören lassen."

Damit geht er weiter und verliert den Strom wieder aus den Augen.

Er kommt in eine Gegend des Waldes, die ihn immer unheimlich und gruselig zu durchwandern däuchte. Da ist der Boden von Steinen und Geröll bedeckt, und verkrümmte Tannenwurzeln schlängeln sich dazwischen durch. Wenn es etwas Verhextes oder Gefährliches im Walde gäbe, sollte man wohl meinen, daß es sich gerade hier verborgen halten müßte.

Als der Spielmann zwischen die wilden Steinblöcke kommt, überläuft ihn ein Schauder, und er fängt an zu bedenken, ob es nicht unklug von ihm gewesen sei, sich vor dem Neck zu rühmen.

Es dünkt ihn, daß die großen Tannenwurzeln Gebärden gegen ihn machten, als wollten sie ihm drohen.

— „Hüte dich, du, der du mehr sein willst als der Wassermann!" scheinen sie zu sagen.

Der Spielmann fühlt, wie das Herz sich ihm

vor Angst zusammenschnürt. Eine solche Last legt sich ihm auf die Brust, daß er kaum atmen kann, und seine Hände werden eiskalt. Er bleibt mitten auf dem Wege stehen und sucht sich selbst Vernunft zuzusprechen.

— „Es gibt doch keinen Spielmann im Wasserfall!“ sagt er. „Das ist nur Aberglaube und Ammenmärchen. Darum ist es ganz gleichgültig, was ich von ihm gesagt habe oder nicht gesagt habe.“

Wie er so spricht, sieht er sich im Walde um, als wollte er bekräftigt finden, daß es sich so verhalte, wie er gesagt. Wenn es Tag gewesen wäre, so hätte wohl jedes Blättchen ihm zugeblinkt, daß es im Walde nichts Gefährliches gäbe; aber jetzt bei Nacht stehen alle Bäume verschlossen und stumm da und sehen aus, als bärgen sie gefährliche Heimlichkeiten.

Der Spielmann wird auch immer ängstlicher. Was ihm am meisten Schrecken einflößt, ist, daß er noch einmal über den Strom gehen muß, bevor der und der Weg sich trennen und nach verschiednen Seiten ziehen. Er weiß nicht, was der Wassermann ihm tun wird, wenn er über die letzte Brücke geht. Vielleicht wird er eine große schwarze Hand aus den Fluten emporrecken und ihn in die Tiefe ziehen.

Er hat sich solche Angst eingejagt, daß er ernst-

lich daran denkt, umzukehren. Aber dann würde er ja wieder den Strom treffen. Und wenn er vom Wege abwiche und tiefer in den Wald hineinginge, dann müßte er ihm wohl auch begegnen, wie der sich krümmte und schlängelte.

Er fühlt solche Angst, daß er nicht weiß, was er anfangen soll. Er ist von dem Strome verstrickt, gebunden und gefangen und sieht keine Möglichkeit des Entrinnens.

Aber nun fängt er zu laufen an, so rasch ihn die Beine tragen wollen, denn es ist ihm etwas eingefallen:

„Gerade hier macht der Strom eine weite Biegung in den Wald hinaus. Der Wassermann hat bis zur nächsten Brücke einen viel weitern Weg als ich. Vielleicht kann ich ihn überholen, eh er noch ans Ziel gekommen ist."

Und er läuft, er läuft.

* * *

Endlich sieht er den letzten Steg vor sich. Gerade gegenüber auf der andern Seite des Bergstroms liegt eine alte Mühle, die schon so manches liebe Jahr verlassen dasteht. Das große Mühlrad hängt regungslos über dem Wasser, die Schleuse vermodert oben auf der Erde, die Wasserrinnen sind mit Moos bewachsen, und in den leeren Dachluken wuchern Steinwurz und Moosflechte.

— „Wenn es noch wäre wie früher und es hier Menschen gäbe," denkt der Spielmann, „dann wäre ich nun aus aller Gefahr erlöst."

Aber es beruhigt ihn doch, ein Haus zu sehen, das ein Überbleibsel von Menschenwerk ist; und als er den Strom überschreitet, hat er beinahe keine Angst mehr. Es geschieht ihm auch gar nichts Gefährliches. Der Wassermann scheint ihm nichts anhaben zu wollen. Der Spielmann wundert sich nur über sich selbst, daß er sich wegen rein gar nichts solche Furcht hat einjagen lassen.

Er fühlt sich ganz fröhlich und geborgen, und noch froher wird er, als die Tür der Mühle sich öffnet und ein junges Mägdlein ihm entgegenkommt.

Sie sieht ganz aus wie eine gewöhnliche Bauerndirne. Sie hat ein Baumwolltuch auf dem Kopfe, ein kurzes Röckchen und ein weites Leibchen, aber die Füße sind bloß.

Sie geht auf den Spielmann zu und sagt ihm ohne Umschweife:

— „Willst du mir eins spielen, so will ich dir eins tanzen."

— „Ja, freilich," sagt der Spielmann, der bei guter Laune ist, weil er seine Angst abgeschüttelt hat, „das will ich wohl. Hab doch noch nie einem schönen Mädchen, das tanzen wollte, nein gesagt."

Er setzt sich auf einen Stein neben dem Mühldamm, lehnt die Fiedel ans Kinn und hebt an zu spielen.

Das Mädchen macht ein paar Schritte im Takt zu seinem Spiel, aber dann bleibt es stehen.

— „Was ist denn das für eine Polka, die du da spielst?" sagt sie. „Da liegt ja keine Kraft darin."

Der Spielmann ändert die Melodie, er versucht es mit einer, in der mehr Schwung ist. Die Dirne bleibt mißmutig stehen.

— „Nach einer solchen Schleppolka kann ich nicht tanzen," sagt sie.

Da stimmt der Spielmann die wildeste Weise an, die er kennt.

— „Bist du mit der nicht zufrieden," sagt er, „dann mußt du einen Spielmann rufen, der es besser kann als ich."

Wie er das sagt, fühlt er, daß eine Hand seinen Arm gerade am Ellenbogen packt und den Bogen zu führen und den Takt zu befeuern anfängt.

Da entströmt der Geige eine Weise, wie er ihresgleichen niemals zuvor gehört hat. Es ist ein so hurtiger Takt darin, daß es ihn bedünken will, ein rollendes Rad könnte ihr nicht folgen.

— „Ja, das nenn ich eine Polka," sagt die Dirne und beginnt sich im Kreise zu drehen.

Aber der Spielmann sieht sie nicht an. Er ist so erstaunt über die Weise, die er spielt, daß er die Augen schließt, um besser zu hören.

Als er sie nach einer Weile wieder aufschlägt, ist das Mädchen verschwunden, aber er denkt nicht weiter daran.

Er spielt weiter und immer weiter, denn nie zuvor hat er ein solches Geigenspiel gehört.

— „Aber nun mag es wohl Zeit sein, aufzuhören," denkt er schließlich und will den Bogen niederlegen.

* * *

Aber der Bogen regt sich weiter. Er kann ihn nicht zum Stehen bringen. Er gleitet auf und nieder über die Saiten und reißt die Hand und den Arm mit. Und die Hand, die den Geigenhals umfaßt und auf den Saiten fingert, die kann auch nicht loskommen.

Der kalte Schweiß tritt dem Spielmann auf die Stirn, und er erschrickt nun wirklich.

— „Wie soll dies enden? Soll ich bis zum Jüngsten Tage hier sitzen und spielen?" fragt er sich in Verzweiflung.

Der Bogen jagt dahin und zaubert eine Weise nach der andern hervor; stets ist es etwas Neues und so schön, daß der Arme denken muß:

— „Der auf meiner Geige spielt, der versteht die Kunst. Aber ich bin all mein Lebtag ein

elender Stümper gewesen. Jetzt erst lerne ich, wie Musik klingen soll."

Für ein paar Augenblicke kann ihn die Musik so hinreißen, daß er sein unglückseliges Schicksal vergißt. Aber dann fühlt er seine Arme vor Müdigkeit schmerzen, und er wird aufs neue von Verzweiflung erfaßt.

— „Diese Geige darf ich nicht von mir legen, bis ich mich zu Tode gespielt habe. Ich merke, daß der Neck sich nicht früher zufrieden gibt."

Er fängt an, über sich selbst zu weinen, während er immer weiter spielt.

— „Es wäre besser für mich gewesen, wenn ich daheim in dem kleinen Hüttchen bei Mutter geblieben wäre. Was ist aller Ruhm wert, wenn dies das Ende sein soll!"

Da sitzt er nun Stunde um Stunde. Es wird Morgen, die Sonne geht auf, und die Vögel singen rings um ihn her. Aber er spielt, er spielt ohne Unterlaß.

Da es ein Sonntag ist, der anbricht, bleibt er ganz allein an der alten Mühle sitzen. Kein Mensch wandert in den Wald. Sie gehen alle zur Kirche unten im Tal, und in die Dörfer, die die große Landstraße einsäumen.

Es wird vormittag, die Sonne steigt immer höher. Die Vögel verstummen, aber es beginnt in den langen Nadeln der Tannen zu rauschen.

Er läßt sich von der Hitze des Sommertages nicht aufhalten. Er spielt, er spielt. Es wird endlich Abend, die Sonne sinkt zur Ruh, aber sein Bogen braucht keine Ruhe, und sein Arm fährt fort sich zu regen.

— „Es ist ganz gewiß, daß dies mein Tod ist," sagt er. „Und es ist eine gerechte Strafe für meinen Übermut."

In tiefer Nacht kommt der erste Mensch, den er den ganzen Tag lang gesehen hat, durch den Wald gewandert. Es ist ein altes armes Mütterchen mit gebeugtem Rücken und grauem Haar und einem Gesichte, das von vielen Sorgen vergrämt ist.

— „Das ist seltsam," denkt der Spielmann „Es ist mir, als wenn ich das alte Weiblein kennen müßte. Kann es möglich sein, daß das Mutter ist? Kann es möglich sein, daß Mutter so alt und grau geworden ist?"

Er ruft sie laut und bittet sie.

— „Mutter, Mutter, komm her zu mir!" sagt er. Sie bleibt wie unwillig stehen.

— „Ich höre, daß du der beste Spielmann in Värmland bist," sagt sie. „Was hast du mit einem armen alten Weibe wie mir zu schaffen?"

— „Mutter, Mutter, geh nicht an mir vorbei," ruft der Spielmann, „komm her und sieh mich an!"

Da kommt sie näher und sieht, wie er da sitzt und spielt. Das Gesicht ist bleich wie bei einem Toten, das Haar trieft von Schweiß, und das Blut perlt unter seinen Nagelwurzeln hervor.

— „Mutter," sagt der Spielmann, „nun habe ich mich bald zu Tode gespielt, aber sage mir vorher noch, ob du mir verzeihen kannst, daß ich dich in deinem Alter einsam und arm hausen ließ?"

— „Ja, gewiß, in Gottes, des Erlösers, Namen verzeih ich dir," sagt die Mutter.

Aber wie sie dies sagt, bleibt der Bogen stehen, die Fiedel fällt aus den erstarrten Fingern zu Boden, und der Spielmann steht erlöst und gerettet auf. Denn der Zauber ist gebrochen, weil seine alte Mutter zu ihm gekommen ist und Gottes Namen über ihn ausgesprochen hat.

## Eine Geschichte aus Halstanäs

Irgendwo am Wege lag einmal ein alter Hof, der Halstanäs genannt wurde. Der hatte den Waldsaum dicht hinter sich und war niedrig gebaut, mit langen Reihen rotgestrichner Häuser. Neben dem Wohnhause stand ein großer Faulbaum, der das rote Ziegeldach mit schwarzen Beeren übersäte. Eine Feierabendglocke mit einem Schirmdach hing oben über dem Stallgiebel.

Dicht vor der Küchentür war ein Taubenschlag mit kleinen, niedlichen Balustraden vor den Fluglöchern, an der Mauer hing ein Eichhörnchenbauer, das aus zwei kleinen, grünen Häusern und einem großen Stahlrad bestand, und vor der großen Fliederhecke war eine ganze lange Reihe rindegedeckter Bienenkörbe aufgestellt.

Der Hof hatte einen Teich, der voll breiter Karauschen und schlanker Wassereidechsen war. Ferner hatte er ein Hundehaus am Einfahrtstor und weiße Zauntüren an der Allee und an den Gartenwegen und überall, wo sich eine Zauntür anbringen ließ.

Er hatte große Dachböden mit dunkeln Dachkammern, die altväterische Offiziersröcke bargen und hundertjährige Frauenhüte. Er hatte große Kisten, mit Seidenschals und „Brautputz" angefüllt, er hatte alte Spinette und Violinen und

Gitarren und Fagotte. In Schränken und Sekretären lagen handgeschriebne Lieder und vergilbte alte Briefe, an den Wänden im Flur hingen Jagdgewehre und große Pistolen und lederbezogene Jagdtaschen, auf dem Boden lagen Lappenteppiche, aus Überresten alter Atlaskleider und ausgemusterten Baumwollgardinen zusammengesetzt.

Der Hof hatte einen großen Erker, wo die Hundsrose Sommer um Sommer ein schwankes Holzstaket hinanklomm. Er hatte große, gelbe Flurtüren, die mit Drückern und schweren Eisenriegeln verschlossen wurden, er hatte einen Flur, der mit Wachholderreisig bestreut war, er hatte niedrige Fenster mit vielen kleinen Scheiben und schweren Holzladen.

Eines Sommers kam der alte Oberst Beerencreutz gerade zu diesem Hofe gefahren. Es dürfte wohl einige Zeit nach dem Jahre gewesen sein, wo er von Ekeby fortzog. Zu dieser Zeit war er in einem Bauernhof in Svartsjö einquartiert, und er begab sich nur selten auf Reisen. Er hatte wohl die Kalesche und das Pferd behalten, aber sie mußten jetzt so ziemlich das ganze liebe Jahr in Ruhe bleiben. Er sagte immer, nun sei er ernstlich alt geworden, und für alte Leute wolle es sich am besten schicken, daheim zu sitzen.

Beerencreutz fiel es auch schwer, die Arbeit zu

verlassen, die er angefangen hatte. Er war damit beschäftigt, Teppiche für seine beiden Zimmer zu weben, große, vielfarbige Teppiche in reichen, wunderbar ausgeklügelten Mustern. Dies nahm ihm unendlich viel Zeit, vor allem, weil er seine eigne Webmethode hatte. Er benutzte nämlich keinen Webstuhl, sondern spannte das Garn quer über das eine seiner Zimmer, von Wand zu Wand. Das tat er, um den ganzen Teppich auf einmal übersehen zu können. Aber dann das Schiffchen hineinzuschmuggeln und die Fäden zu einem festen Teppichgewebe zusammenzubringen, das war keine kleine Mühe. Und dann war da das Muster, das er selbst erdachte, und die Farben, die zusammengestimmt werden mußten. Das nahm dem Obersten mehr Zeit, als irgend jemand geglaubt hätte.

Denn während Beerencreutz daran arbeitete, daß das Muster richtig ausgehe, saß er oft da und dachte an unsern Herrgott. Der saß wohl an einem noch größern Webstuhl und hatte ein noch wunderbareres Muster zu weben. Und er begriff, daß es in diesem Gewebe sowohl helle als dunkle Farben geben müsse, damit es sich richtig ausnehme. Aber Beerencreutz konnte bisweilen dasitzen und solange über das alles nachgrübeln, bis er zu sehen vermeinte, wie sein Leben und das Leben der Menschen, die er ge-

kannt und mit denen er gelebt hatte, einen kleinen Teil von Gottes großem Gewebe bildete, und er sah das Stück so deutlich vor sich ausgebreitet, daß er sowohl die Konturen als auch die Farben unterscheiden konnte. Und wenn man nun Beerencreutz recht angelegentlich gefragt hätte, dann hätte er gestanden, daß er sein eignes und seiner Freunde Leben in den Teppich webte, in einer geringen Nachbildung dessen, was er vermeinte, in Gottes Webstuhl dargestellt gesehen zu haben.

Doch so beschäftigt der Oberst auch war, er pflegte doch gern eine kleine Reise zu ein paar alten Gastfreunden zu machen, jedes Jahr gleich nach Johanni. Er hatte es von altersher am liebsten, durchs Land zu reisen, wenn der Klee noch auf den Wiesen duftete und blaue und gelbe Mitsommerblumen dem Wegrand entlang blühten, in zwei langen, ununterbrochenen Linien.

Dieses Jahr war der Oberst kaum auf die große Landstraße hinaus gekommen, als er seinen alten Freund, den Fähnrich von Oerneclou, traf. Und der Fähnrich, der das ganze liebe Jahr auf Reisen war und alle Höfe in Wermland kannte, gab ihm einen guten Rat. „Fahrt nach Halstanäs und besuchet den Fahnenjunker Vestblad," sagte er zum Oberst. „Ich kann euch sagen, Bruder, daß ich keinen Hof im ganzen Lande weiß, wo ich mich wohler fühlte."

„Was ist das für ein Vestblad, von dem ihr sprecht, Bruder?“ sagte der Oberst. „Ihr könnt doch nicht den tollen Fahnenjunker meinen, Bruder, den die Majorin zur Tür hinauswarf?“

„Just den meine ich,“ sagte der Fähnrich „aber Vestblad ist nicht mehr der, der er war. Er hat sich mit einem feinen Fräulein verheiratet, mit einem so recht durabeln Frauenzimmer, Oberst, das einen Menschen aus ihm gemacht hat. — Das war freilich ein höchst unerwartetes Glück für Vestblad, daß eine so ausgezeichnete Dame sich in ihn verliebte. Sie war wohl nicht gerade sehr jung, aber jung war Vestblad ja auch nicht. Lieber Bruder, ihr müßt nach Halstanäs fahren, um das Wunderwerk der Liebe zu schauen.“

Und so fuhr der Oberst nach Halstanäs, um zu sehen, ob Oerneclou die Wahrheit gesprochen hätte. Er hatte sich wohl bisweilen gewundert, was aus Vestblad geworden sein könnte. In seiner Jugend hatte er es so wild getrieben, daß nicht einmal die Majorin auf Ekeby Nachsicht mit ihm haben konnte. Sie hatte ihn nicht länger als ein paar Jahre auf Ekeby dulden können, dann war sie gezwungen gewesen, ihn fortzujagen. Vestblad war so tief verkommen gewesen, daß ein Kavalier kaum mit ihm hatte umgehen wollen. Und nun behauptete Oerne-

clou, daß er Haus und Hof besitze und mit einem hervorragenden Frauenzimmer verheiratet sei.

So fuhr der Oberst nach Halstanäs hinauf und sah da auf den ersten Blick, daß dies ein richtiger alter Herrenhof war. Er brauchte nur die Birkenallee zu sehen, mit allen den eingeschnittenen Namen und den hohen, verzweigten Bäumen. Solche Birken hatte er nie anderswo als auf alten, ansehnlichen Landsitzen gesehen.

Der Oberst fuhr langsam in den Hof ein, und mit jedem Augenblick wurde er vergnügter. Da waren Lindenhecken von der richtigen Sorte, so dicht, daß man darauf gehen konnte, und da waren ein paar Terrassen mit Steinstufen, die so lange dort lagen, daß sie sich halb in die Erde eingegraben hatten.

Als der Oberst an dem Teich vorüberfuhr, sah er die dunkeln Rücken der Karauschen in dem gelblichen Wasser schimmern. Die Tauben flogen mit schmetternden Flügelschlägen vom Weg empor, das Eichhörnchen ließ sein Rad stehen, der Kettenhund lag still mit der Schnauze auf den Vorderbeinen, wedelte mit dem Schwanze und knurrte leise dazu.

Dicht neben dem Erker sah der Oberst einen Ameisenhaufen, wo die Ameisen, ungestört in ihren Angelegenheiten, auf und ab gingen. Er sah auf die Blumeneinfassung an der Rasen-

kante, da wuchsen alle die alten Sorten: Narzissen und Morgenstern und Hauslauch. Aber oben auf dem Graswall, da wuchsen kleine, weiße Maßliebchen, die hier so alt geworden waren, daß sie sich selbst säeten und wie Unkraut gehalten wurden.

Beerencreutz wiederholte es bei sich selbst: das war wirklich ein richtiger Herrenhof, hier hatten Pflanzen, Tiere und Menschen das allerbeste Gedeihen.

Als er endlich am Haustor vorfuhr, wurde er so freundlich bewillkommnet, wie er es sich nur wünschen konnte, und sobald er sich vom Reisestaub gereinigt hatte, geleitete man ihn zu Tische. Und man bewirtete ihn gut und reichlich mit althergebrachten Speisen, und zum Nachtisch bekam er Spritzkuchen, Kuchen, wie seine Mutter sie ihm vorzusetzen pflegte, wenn er zu Weihnachten aus der Schule heimgekommen war, und wie er ihresgleichen nie in der Welt gegessen hatte.

Und Beerencreutz betrachtete mit Erstaunen Fahnenjunker Vestblad. Er sah ihn still und vergnügt umhergehen, mit einer langen Pfeife im Munde und der Hauskappe auf dem Kopfe. Er hatte einen alten Hausrock, aus dem es ihm schwer fiel, herauszukriechen, wenn er sich zum Mittagessen fein machen sollte. Das war das einzige Überbleibsel von dem früheren Wilden,

das Beerencreutz an ihm sah. Er ging und beaufsichtigte die Arbeitsleute, wies die Tagewerke an, sah nach, wie es auf Feld und Wiese wuchs, pflückte eine Rose für seine Frau, als er durch den Garten ging, und fluchte nicht und spie nicht aus.

Aber am verwundertsten wurde der Oberst, als er sah, daß der alte Fahnenjunker Vestblad Bücher führte. Er nahm den Oberst in das Kontor und zeigte ihm große Bücher mit roten Lederrücken. Und die führte er selbst. Er liniierte sie mit roter und schwarzer Tinte und richtete Konti und Namen ein und schrieb alles auf bis zum Briefporto hinunter.

Und Fahnenjunker Vestblads Frau, die ein geborenes Edelfräulein war, nannte Beerencreutz Vetter, und sie waren bald so weit, daß sie den Verwandtschaftsgrad nachrechneten, und sie sprachen von allen Verwandten. Und schließlich bekam Beerencreutz solch ein Vertrauen zu Frau Vestblad, daß er sich mit ihr über die Teppichweberei beriet.

Es war eine ausgemachte Sache, daß Beerencreutz über Nacht bleiben müsse. Er wurde in ein breites Himmelbett mit einem ganzen Berg von Polstern gebettet, in das beste Gastzimmer rechts vom Flur, dicht neben dem Schlafgemach. Der Oberst schlief gut, sowie er ins Bett ge-

kommen war, aber mitten in der Nacht erwachte er. Er stand da sogleich aus dem Bett auf, der alte Oberst, und ging und schlug die Laden vom Fenster zurück.

Er hatte die Aussicht nach dem Garten, und nun sah er in der hellen Sommernacht alle alten Apfelbäume des Hofs, die knorrig dastanden, mit wurmstichigen Blättern und mit unzähligen Stützen unter den morschen Ästen. Er sah den großen Wildapfelbaum, von dem man zum Herbst ganze Tonnen ungenießbare Früchte ernten würde. Er sah die Ananaserdbeeren, die gerade anfingen, unter dem dichten Laub zu erröten.

Der Oberst stand und sah das an, als wenn es ihm nicht möglich wäre, zu schlafen. An seinem Fenster daheim im Bauernhofe hatte er einen steinigen Waldhügel und ein paar Wacholderbüsche. Es war nicht zu verwundern, daß ein Mann wie Beerencreutz sich unter gestutzten Hecken und blühenden Rosen heimischer fühlte.

Wenn man einen Garten in stiller Nacht sieht, hat man oft das Gefühl, daß er nicht echt und wirklich sein könne. Er kann so still sein, daß man eher glaubt, sich in einem Theater zu befinden, glaubt, die Bäume seien gemalt und die Rosen aus Papier zusammengekleistert. Und etwas derartiges war es auch, was der Oberst fühlte, als er da stand. Es kann nicht möglich sein,

dachte er, daß all dies richtig ist. Das ist wohl ein dummer Traum. Aber da fielen von dem großen Rosenbusch, der dicht unter dem Fenster stand, sacht ein paar Rosenblätter zu Boden, und da fühlte er wieder, daß alles echt war. Alles war echt und richtig; Tag und Nacht war derselbe Friede über allem.

Als er sich wieder niederlegte, ließ er die Fensterladen offen stehen. Er lag in seinem hochgetürmten Bett und sah einmal ums andre auf den Rosenbusch hinaus. Er konnte keine Worte dafür finden, wie sehr er ihm gefiel. Es däuchte ihn ganz wunderlich, daß ein Mann wie Vestblad jede Nacht ein solches Paradies vor seinem Fenster haben solle.

Je mehr der Oberst an Vestblad dachte, desto mehr verwunderte es ihn, daß dieses Fohlen in einen solchen Stall geraten war.

Es war nicht viel mit ihm los gewesen zu der Zeit, als er von Ekeby fortgejagt wurde. Da ließ sich nicht leicht voraussehen, daß er ein vermögender, wohlbestalter Mann werden würde.

Der Oberst lag still und lachte leise, und es kam ihm in den Sinn, ob Vestblad sich jetzt wohl noch dessen erinnerte, wie er sich einstmals in der Welt zu erlustigen gepflegt hatte, als er noch auf Ekeby hauste. In einer recht dunkeln, unheimlichen Nacht hatte er sich wohl mit Phos-

phor bestrichen, sich auf ein schwarzes Pferd gesetzt und war fortgeritten über die gutsherrlichen Hügel, wo Schmiede und Müller ihre Wohnstätten hatten. Und wenn dann irgend eine alte Frau zufällig herausguckte und einen Reiter vorübersprengen sah, in blauweißem Lichte leuchtend, dann hatte die sich beeilt, Laden und Gitter wohl zu verschließen, und hatte gesagt, daß es heute nacht wohl das beste wäre, seine Gebete andächtig zu sprechen, denn nun wäre der böse Feind in Person auf der Seelenjagd.

Ach ja, ach ja, einfältiges Volk auf diese Art zu schrecken, — damit hatte sich mancher in früherer Zeit ergötzt. Aber Vestblad trieb den Spaß weiter als irgend ein anderer, von dem der Oberst je gehört hatte.

Da war ein altes Wurzelweib gestorben, in Vikstа, das ein Kätnergut von Ekeby war. Und Vestblad erfuhr das zufällig, und ebenso erfuhr er, daß die Leiche aus dem Hause gebracht und in eine Scheune getragen worden war. Als es Nacht wurde, zog Vestblad die Feuerkleider an, bestieg das schwarze Pferd und ritt spornstreichs davon. Und die Leute auf dem Kätnergut, die noch auf und im Freien gewesen waren, hatten einen Feuerreiter zur Scheune hinauf reiten sehen, wo die Leiche lag, hatten ihn sie dreimal umkreisen und dann durch das Tor ver-

schwinden sehen. Sie hatten den Reiter auch herauskommen, wieder dreimal das Haus umkreisen und dann verschwinden sehen.

Am Morgen aber, als man zur Scheune kam, um nach der Leiche zu sehen, war sie fort gewesen. Und da glaubte man, daß der böse Feind sich der Toten bemächtigt und sie entführt hätte, und damit hatte man sich zufrieden gegeben.

Aber ein paar Wochen später fand man die Leiche oben auf dem Heuschober in der Scheune, und da entstand ein großer Lärm über die Sache. Da forschte man, wer der Feuerreiter gewesen war, und die Bauern lauerten Vestblad auf, um ihm einen Denkzettel zu geben, und die Majorin wollte ihn nicht mehr an ihrem Tische und in ihrem Hause sehen, sondern füllte seinen Ranzen und bat ihn, anderswohin zu ziehen.

Und Vestblad zog hinaus in die Welt und machte sein Glück.

Der Oberst fühlte etwas ganz Wunderliches, wie er da im Bett lag. Es war beinahe, als wolle er anfangen, sich zu fürchten. Er hatte früher gar nicht so recht bedacht, wie abscheulich diese Geschichte eigentlich war. Er hatte vielleicht sogar darüber gelacht; es war ja nicht üblich, daß man sich das, was einem alten Wurzelweib geschah, sonderlich zu Herzen nahm. Aber Gott erbarme sich, wie wütend wäre man geworden,

wenn einer unsrer eignen Mutter so etwas angetan hätte.

Den Oberst überkam ein erstickendes Gefühl. Er atmete mühsam.

Was Vestblad getan hatte, stand erschreckend furchtbar vor ihm. Es wurde zu einem förmlichen Alb. Er fürchtete sich, die tote Alte hinter dem Bett hervorkommen zu sehen. Es war ihm, als müsse sie hier in der Nähe sein.

Und aus den vier Ecken des Zimmers erklang es dem Oberst mit entsetzlicher Gewißheit: Das verzeiht Gott nicht. Das hat Gott nicht vergessen.

Der Oberst schloß die Augen, aber da sah er mit einem Male Gottes großen Webstuhl vor sich, dessen Gewebe aus Menschenschicksalen bestand. Und er glaubte das Viereck zu sehen, das Fahnenjunker Vestblads Leben war, und er sah es auf drei Seiten von Dunkel umgeben. Und er, der sich auf Gewebe und Muster verstand, — er sah ein, daß die vierte Seite auch mit Dunkel belegt werden mußte. Es ging nicht anders an, sonst war das Gewebe verfehlt. Der kalte Schweiß brach auf seiner Stirn hervor. Es däuchte ihn, als ob er auf das Unerbittlichste und Härteste in der ganzen Welt hinabschaue. Er sah, wie das Schicksal, das ein Mensch sich in seinem verflossenen Leben geschaffen hatte, ihn

verfolgen mußte. Und da dachte mancher, daß er dem entkommen könnte!

Entkommen, entkommen! Alles war aufgezeichnet und eingeritzt, und die eine Farbe und Figur zwang die andere hervor, und alles wurde so, wie es werden mußte.

Oberst Beerencreutz setzte sich plötzlich in seinem Bett gerade auf, er wollte hinaussehen auf Blumen und Rosen und denken, daß unser Herrgott dennoch vielleicht vergessen könnte.

Da, in demselben Augenblick, wo Beerencreutz sich im Bett aufsetzte, öffnete sich die Schlafzimmertür, und ein fremder Mann steckte den Kopf herein und nickte dem Oberst zu.

Es war jetzt so hell, daß der Oberst den Mann ganz deutlich sah. Das war wahrhaftig das häßlichste Gesicht, das er je gesehen hatte. Es hatte graue Schweinsaugen und eine eingedrückte Nase und einen dünnen, borstigen Bart. Er konnte nicht sagen, daß der Mann wie ein Tier wäre, denn Tiere sind meistens schön. Aber er hatte doch einen tierischen Stempel. Sein Unterkiefer war vorgeschoben, das Kinn war dick, und seine Stirn verschwand ganz unter dem struppigen Haar.

Er nickte dem Oberst dreimal zu, und dazwischen kicherte er jedesmal mit einem breiten Grinsen. Dann streckte er eine Hand aus, die

rot von Blut war, und zeigte sie gleichsam triumphierend.

Bis dahin hatte der Oberst in einer Art Lähmung still gesessen, nun aber sprang er auf und war mit zwei Schritten an der Tür. Doch als er hinkam, war der Mann verschwunden, und die Tür war versperrt.

Der Oberst wollte schon rufen und klopfen, als ihm einfiel, daß die Tür von seiner Seite verriegelt sein mußte, da er dies selbst am Abend besorgt hatte. Und als er sie untersuchte, verhielt es sich so, und sie war durchaus nicht geöffnet worden.

Und den Oberst überfiel ein Art Beschämung darüber, daß er auf seine alten Tage anfing, Gespenster zu sehen. Er ging und legte sich ohne weitres nieder.

Als die Nacht endlich vorbei und das Frühstück verzehrt war, war der Oberst noch beschämter über sich selbst. Er hatte sich in solchen Schrecken versetzt, daß er gezittert hatte und von kaltem Schweiß bedeckt gewesen war. Er erwähnte mit keinem Worte die ganze Sache.

Aber später am Tage machten Vestblad und er einen Rundgang um die Besitzung. Und als sie nun an einem Arbeiter vorbeikamen, der dastand und Torf stach, erkannte Beerencreutz den wieder. Das war der Mann, den er in der

Nacht gesehen hatte, er erkannte ihn Zug für Zug. „Lieber Bruder, diesen Mann würde ich nicht einen Tag länger in meinem Dienste behalten," sagte Beerencreutz, als sie ein Stück gegangen waren. Und nun erzählte er Vestblad, was er in der Nacht gesehen hatte. „Ich erzähle dies einzig und allein, damit Ihr Euch warnen laßt, Herzensbruder, und diesen Menschen aus Eurem Dienste jagt."

Aber Vestblad wollte nicht, er wollte gerade diesen Arbeiter nicht fortjagen. Und als Beerencreutz immer eindringlicher wurde, bekannte er endlich, daß er gegen diesen Mann nichts tun wollte, weil er der Sohn eines Wurzelweibes war, das auf Viksta nahe von Ekeby gestorben war. „Ihr erinnert Euch der Sache wohl, Bruder," fügte er hinzu.

„Ist das so, dann würde ich lieber ans Ende der Welt ziehen, als einen einzigen Tag in der Nähe dieses Mannes leben," sagte Beerencreutz. Und eine Stunde später reiste er seiner Wege und war beinahe erzürnt darüber, daß seine Warnung kein Gehör fand.

„Hier geschieht ein Unglück, bevor ich wieder herkomme," sagte der Oberst zu Vestblad, als er Abschied nahm.

Im nächsten Jahre um dieselbe Zeit machte sich der Oberst bereit, nach Halstanäs zu fahren.

Doch ehe er hinkam, mußte er grausige Kunde vernehmen. Genau ein Jahr nach der Nacht, die er dort verbracht hatte, waren Fahnenjunker Vestblad und seine Frau in ihrem Schlafzimmer ermordet worden, von einem seiner Kätner, einem Manne mit dickem Stiernacken, eingedrückter Nase und Schweinsaugen.

# Das Flaumvögelchen

## I

Ich glaube, ich sehe sie vor mir, wie sie von dannen fuhren. Ganz deutlich sehe ich seinen steifen Zylinder mit der großen geschwungnen Krempe, so wie man sie in den vierziger Jahren trug, seine lichte Weste und seine Halsbinde. Ich sehe auch sein schönes, glattrasiertes Gesicht mit kleinen, kleinen Polissons, seinen hohen steifen Kragen und die anmutige Würde in jeder seiner Bewegungen. Er sitzt rechts in der Chaise und faßt gerade die Zügel zusammen, und neben ihm sitzt das kleine Frauenzimmerchen. Gott segne sie! Sie sehe ich noch deutlicher. Wie auf einem Bilde habe ich das schmale, kleine Gesichtchen vor mir und den Hut, der es umschließt und der unter dem Kinn geknüpft ist, das dunkelbraune glattgekämmte Haar und den großen Schal mit den gestickten Seidenblumen. Aber die Chaise, in der sie fahren, hat natürlich einen Stuhl mit grünen gedrechselten Stäbchen, und natürlich ist es das Pferd des Gastwirts, das sie die erste Meile ziehen soll, eins von den kleinen, fetten Braunen.

In sie bin ich vom ersten Augenblicke an verliebt gewesen. Es ist keine Vernunft darin, denn sie ist das unbedeutendste kleine flatternde Dingel-

chen, aber alle die Blicke zu sehen, die ihr folgen, als sie fortfährt, das hat mich gefangen. Fürs erste sehe ich, wie Vater und Mutter ihr nachschauen, wie sie da in der Tür des Bäckerladens stehen, Vater hat sogar Tränen in den Augen, aber Mutter hat jetzt keine Zeit zum Weinen. Mutter muß ihre Augen benützen, um ihrem Töchterchen nachzusehen, solange sie ihr noch winken kann. Und dann gibt es natürlich fröhliche Grüße von den Kindern des Hintergäßchens und schelmische Blicke von allen den niedlichen Handwerkertöchtern hinter Fenstern und Türspalten, und träumerische Blicke von ein paar jungen Gesellen und Lehrlingen. Aber alle nicken ihr Glückauf und Auf Wiedersehen zu. Und dann kommen unruhige Blicke von armen alten Mütterchen, die herauskommen und knixen und die Brillen abnehmen, um sie zu sehen, wie sie in ihrem Staat vorbeifährt. Aber ich kann nicht sehen, daß ihr ein einziger unfreundlicher Blick folgt, nein, nicht, so lang die Straße ist.

Als sie nicht mehr zu sehen ist, wischt sich Vater rasch mit dem Ärmel die Tränen aus den Augen:

„Sei nur nicht traurig, Mutter!“ sagt er. „Du wirst sehen, daß sie sich zu helfen weiß. Das Flaumvögelchen, Mutter, weiß sich zu helfen, so klein es ist.“

„Vater," sagt Mutter mit starker Betonung, „du sprichst so seltsam. Warum sollte Anne-Marie sich nicht zu helfen wissen? Sie ist so gut wie irgendeine."

„Das ist sie freilich, Mutter, aber dennoch, Mutter, dennoch. Nein, wahrhaftig, ich wollte nicht an ihrer Stelle sein und dorthin fahren, wohin sie jetzt fährt! Nein, wahrhaftig nicht!"

„Ei was, wohin solltest du wohl fahren, du häßlicher alter Bäckermeister," sagt Mutter, die sieht, der Vater ist so besorgt für sein Mädchen, daß man ihn mit einem kleinen Scherz aufmuntern muß. Und Vater lacht, denn das kommt ihm ebenso leicht an wie das Weinen. Und dann gehen die Alten wieder in den Laden.

Indessen ist das Flaumvögelchen, das kleine Flöckchen, das Seidenblütchen recht guten Muts, wie es da über den Weg fährt. Ein bißchen bange vor dem Bräutigam ist ihr freilich noch; aber eigentlich ist dem Flaumvögelchen vor allen Menschen ein bißchen bange, und das kommt ihr zugute, denn darum sind alle Menschen nur bestrebt, ihr zu zeigen, daß sie nicht so gefährlich sind.

Nie hat sie solchen Respekt vor Moritz gehabt wie heute. Als sie das Hintergäßchen und alle ihre Freunde hinter sich gelassen haben, findet sie, daß Moritz förmlich zu etwas Großem an-

schwillt. Der Hut, der Kragen und die Polissons werden ganz steif, und die Krawatte bläht sich. Die Stimme wird ihm gleichsam dick im Halse und kommt nur schwer hervor. Sie fühlt sich dabei ein klein wenig beklommen, aber es ist doch eine Pracht, Moritz so großartig zu sehen.

Moritz ist so klug, er hat so viel zu ermahnen — man würde es kaum glauben können —, aber Moritz spricht ihr den ganzen Weg nur Vernunft zu. Aber seht ihr, so ist Moritz. Er fragt das Flaumvögelchen, ob sie auch recht versteht, was diese Reise für ihn bedeutet. Glaubt sie, daß es sich nur um eine Lustfahrt über die Landstraße handelt? Eine sechs Meilen lange Reise in der guten Chaise, mit dem Bräutigam daneben, das könnte freilich wie eine richtige Lustpartie aussehen. Und man fuhr ja auf einen prächtigen Landsitz, sollte bei einem reichen Onkel zu Gaste sein. Sie hatte wohl geglaubt, daß das alles nur ein Spaß war, wie?

Ach, wenn er wüßte, daß sie sich gestern auf diese Fahrt unter langen Gesprächen mit Mutter vorbereitet hatte, bevor sie sich niederlegten, und mit einer langen Reihe ängstlicher Träume bei Nacht und mit Gebeten und Tränen. Aber sie stellt sich ganz dumm, nur um es desto mehr zu genießen, wie weise Moritz ist. Er liebt es, es zu zeigen, und sie gönnt es ihm gern, ach wie gern.

„Es ist eigentlich ganz schrecklich, daß du so reizend bist," sagt Moritz. Denn darum hatte er sie ja lieb gewonnen, und das war doch bei Licht besehen, sehr dumm von ihm. Sein Vater war durchaus nicht damit einverstanden. Und seine Mutter, er durfte gar nicht daran denken, welchen Lärm sie geschlagen hatte, als Moritz ihr mitteilte, daß er sich mit einem armen Mädchen aus dem Hintergäßchen verlobt habe, einem Mädchen, das keine Erziehung und keine Talente hatte, und das nicht einmal schön war, nur reizend.

In Moritz' Augen war natürlich die Tochter eines Bäckermeisters ebensogut wie der Sohn des Bürgermeisters, aber nicht alle hatten so freie Anschauungen wie er. Und wenn Moritz nicht seinen reichen Onkel gehabt hätte, dann hätte wohl gar nichts aus der ganzen Sache werden können, denn er, der nur Student war, hatte ja nichts, woraufhin er heiraten konnte. Aber wenn sie nun Onkel für sich zu gewinnen vermochten, dann war alles gut.

Ich sehe sie so deutlich, wie sie über die Landstraße fahren. Sie macht eine unglückliche kleine Miene, während sie seiner Weisheit lauscht. Aber wie vergnügt sie ist in ihren Gedanken! Wie verständig Moritz ist! Und wenn er davon spricht, welche Opfer er für sie bringt, dann ist das nur seine Art, zu sagen, wie lieb er sie hat.

Und wenn sie erwartet hatte, daß er an einem solchen Tage zu zweien vielleicht ein bißchen anders sein würde, als wenn sie daheim bei Mutter saßen, — aber das wäre nicht recht von Moritz gewesen, — sie ist nur stolz auf ihn.

Er erzählte ihr gerade, was Onkel für ein Mensch ist. Ein so mächtiger Mann ist er, daß sie, wenn er sie nur beschützen will, allsogleich im Hafen des Glücks gelandet sind. Onkel Theodor ist so unglaublich reich. Elf Hochöfen hat er und außerdem Güter und Höfe und Grubenanteile. Und von allem dem ist Moritz der direkte Erbe. Aber ein bißchen schwer ist Onkel zu behandeln, wenn es jemand ist, der ihm nicht gefällt. Wenn er mit Moritz' Frau nicht einverstanden ist, kann er alles jemand anderm hinterlassen.

Das kleine Gesichtchen wird immer farbloser und schmäler, Moritz aber wird immer steifer und schwillt förmlich an. Es ist ja nicht viel Aussicht, daß Anne-Marie Onkel den Kopf verdrehen kann, wie bei Moritz. Onkel ist ein ganz andrer Mann. Sein Geschmack, ja, Moritz hat keine besondre Meinung von seinem Geschmack, aber er glaubt, so irgend etwas recht Lautes, etwas blitzend Rotes, das müßte Onkel gefallen. Außerdem ist er solch ein eingefleischter Junggeselle, — findet, daß Frauenzimmer nur lästig

sind. Aber das einzige, was nötig ist, ist ja nur, daß sie Onkel nicht zu sehr mißfällt. Für das übrige will Moritz schon sorgen. Aber sie darf kein Gänschen sein. Sie weint —? Ach, falls sie nicht mutiger aussieht, wenn sie ankommen, dann wird Onkel ihnen beiden schnurstracks den Laufpaß geben. Sie ist in ihrem eignen Interesse froh, wenn Onkel nicht so klug ist wie Moritz. Es kann doch wohl kein Unrecht gegen Moritz sein, zu denken, daß es gut ist, wenn Onkel ein ganz andrer Mensch ist als er. Denn man denke: wenn Moritz Onkel wäre, und zwei arme junge Leutchen kämen zu ihm gefahren, um ihren Lebensunterhalt zu erbitten, dann würde ihnen Moritz, der so verständig ist, sicherlich raten, jedes zu sich nach Hause zu fahren und mit dem Heiraten so lange zu warten, bis sie etwas hätten, wovon sie leben könnten. Obgleich Onkel gewiß in seiner Weise schrecklich war. Er trank so viel und gab so große Feste, bei denen es ganz wild herging. Und er verstand es gar nicht, Haus zu halten. Er konnte glauben, daß alle Menschen ihn betrogen, und ließ sich darüber kein graues Haar wachsen. Und leichtsinnig —! Der Bürgermeister hatte ihm durch Moritz ein paar Aktien einer Unternehmung geschickt, die nicht recht gehen wollte, aber Onkel kaufte sie ihm sicherlich ab, hatte Moritz gesagt. Onkel fragte nicht danach

wofür er sein Geld verschleuderte. Er hatte schon auf dem Markte in der Stadt gestanden und den Gassenjungen Silbermünzen hingestreut. Und in einer Nacht ein paar tausend Reichstaler zu verspielen und seine Pfeife mit Zehnreichstalerbanknoten anzuzünden, das gehörte zu dem Alltäglichsten, was Onkel tat.

So fuhren sie, und so plauderten sie, während sie fuhren.

Gegen Abend kamen sie an. Onkels „Residenz", wie er zu sagen pflegte, war keine Fabrik. Sie lag fern von allem Kohlenrauch und allen Hammerschlägen auf dem Abhang einer gewaltigen Anhöhe, mit einer weiten Aussicht über Seen und langgestreckte Berge. Sie war stattlich angelegt, mit Waldwiesen und Birkenhainen ringsherum, aber so gut wie gar keinen Feldern, denn die Besitzung war kein Landgut, sondern ein Lustschloß.

Das junge Paar fuhr eine Allee aus Birken und Ulmen hinauf. Sie fuhren zuletzt durch ein paar niedrige dichte Tannenhecken, und dann sollten sie in den Hof einschwenken.

Aber gerade da, wo der Weg eine Biegung machte, war eine Triumphpforte errichtet, und da stand Onkel mit seinen Untergebenen und grüßte. Seht, das hätte das Flaumvögelchen niemals von Moritz glauben können, daß er ihr einen

solchen Empfang bereiten würde. Es wurde ihr gleich ganz leicht ums Herz. Und sie faßte seine Hand und drückte sie zum Dank. Mehr konnte sie im Augenblick nicht tun, denn sie waren mitten unter der Triumphpforte.

Und da stand er, der allbekannte Mann, der Gutsherr Theodor Fristedt, groß und schwarzbärtig und strahlend von Wohlwollen. Er schwenkte den Hut und rief Hurra, und die ganze Volksschar rief Hurra, und Anne-Marie traten die Tränen in die Augen, und zugleich lächelte sie. Und natürlich mußten ihr alle vom ersten Augenblick an gut sein, allein wegen der Art, wie sie Moritz ansah. Denn sie dachte ja, daß sie alle seinetwegen da seien, und sie mußte ihre Blicke von dem ganzen Staat abwenden, nur um ihn anzusehen, wie er mit einer großen Geste den Hut abnahm und so schön und königlich grüßte. Ach, was für einen Blick sie ihm da zuwarf! Onkel Theodor blieb fast im Hurra stecken und geriet in einen Fluch, als er ihn sah.

Nein, das Flaumvögelchen wünschte gewiß keinem Menschen auf Erden etwas Böses, aber wenn es wirklich so gewesen wäre, daß das Ganze Moritz gehört hätte, so würde es wirklich gut gepaßt haben. Es war weihevoll zu sehen, wie er da auf der Schwelle stand und sich zu den Leuten wendete, um zu danken. Onkel

Theodor war ja auch stattlich, aber was hatte er für ein Auftreten gegen Moritz! Er half ihr nur aus dem Wagen und nahm ihren Schal und ihren Hut wie ein Bedienter, während Moritz den Hut von seiner weißen Stirn lüftete und sagte: „Habt Dank, meine Kinder!“ Nein, Onkel Theodor hatte wirklich gar kein Benehmen, denn als er jetzt von seinen Onkelrechten Gebrauch machte und sie in die Arme nahm und küßte und merkte, daß sie mitten im Kusse Moritz ansah, da fluchte er wirklich, fluchte sehr häßlich. Das Flaumvögelchen war es nicht gewohnt, jemand abstoßend zu finden, aber es würde sicherlich kein leichtes Stück Arbeit sein, Onkel Theodor zu gefallen.

„Morgen,“ sagt Onkel, „gibt es hier große Mittagsgesellschaft und Ball, aber heute sollen sich die jungen Herrschaften von der Reise ausruhen. Jetzt essen wir nur zu Abend, und dann gehen wir zu Bett.“

Sie werden in einen Salon geführt, und da werden sie allein gelassen. Onkel Theodor schießt hinaus wie ein Pfeil. Fünf Minuten später fährt er in seinem großen Wagen die Allee hinab, und der Kutscher fährt so zu, daß die Pferde wie gespannte Riemen dem Boden entlang liegen. Es vergehen noch fünf Minuten, aber dann ist Onkel wieder da, und jetzt sitzt eine alte Frau neben ihm im Wagen.

Und herein kommt er, am Arme eine freundliche, gesprächige Dame führend, die er „Frau Bergrätin“ nennt. Und diese schließt Anne-Marie gleich in die Arme, aber Moritz begrüßt sie etwas steifer. Und das muß sie ja. Niemand kann sich mit Moritz Freiheiten erlauben.

Auf jeden Fall ist Anne-Marie sehr froh, daß diese gesprächige alte Dame gekommen ist. Sie und Onkel haben eine so lustige Art, miteinander zu scherzen. Es wird ganz heimisch in dem fremden Hause.

Aber dann, als sie sich gegenseitig gute Nacht gesagt haben und Anne-Marie in ihr kleines Stübchen gekommen ist, geschieht etwas so Peinliches und Ärgerliches.

Onkel und Moritz gehen unten im Garten auf und ab, und das Flaumvögelchen merkt, daß Moritz seine Zukunftspläne auseinandersetzt. Onkel scheint gar nichts zu sagen, er geht nur und köpft mit seinem Stock Grashalme. Aber Moritz wird ihn schon bald zu überzeugen wissen, daß er nichts Besseres tun kann, als Moritz eine Verwalterstelle auf einem seiner Hammerwerke zu geben, wenn er ihm nicht gleich ein ganzes Hammerwerk geben will. Moritz hat so viel Sinn fürs Praktische, seit er sich verliebt hat. Er pflegt oft zu sagen: „Ist es nicht am besten, wenn ich, da ich doch einmal ein großer Guts-

besitzer werden soll, gleich damit anfange, mich in die Dinge einzuarbeiten? Welchen Zweck hat es für mich, das Hofgerichtsexamen zu machen?"

Sie gehen gerade unter ihrem Fenster, und nichts hindert sie, zu sehen, daß sie dort sitzt, aber da sie sich nicht darum bekümmern, kann niemand verlangen, daß sie nicht hören soll, was sie sagen. Es ist wirklich ebensosehr ihre Angelegenheit wie die Moritz'.

Da bleibt Onkel Theodor plötzlich stehen, und er sieht böse aus. Er sieht ganz wütend aus, findet sie, und sie ist nahe daran, Moritz zuzurufen, er möge sich in acht nehmen. Aber es ist zu spät, denn schon hat Onkel Theodor Moritz an der Brust gepackt, sein Jabot zerknittert und schüttelt ihn so, daß er sich windet wie ein Aal. Dann schleuderte er ihn mit solcher Kraft von sich, daß Moritz nach rückwärts stolpert und gefallen wäre, wenn er sich nicht an einen Baum gestützt hätte. Und da bleibt nun Moritz stehen und sagt: „Wie?" Ja, was sollte er wohl sonst sagen?

Ah, nie hat sie Moritz' Selbstbeherrschung so bewundert. Er stürzt sich nicht auf Onkel Theodor, um mit ihm zu kämpfen. Er sieht nur ruhig überlegen aus, nur unschuldig erstaunt. Sie versteht, daß er sich beherrscht, damit die ganze Reise nicht fruchtlos ist. Er denkt an sie und beherrscht sich.

Armer Moritz, es stellt sich heraus, daß Onkel um ihretwillen auf ihn böse ist. Er fragt, ob Moritz nicht weiß, daß sein Onkel Junggeselle ist und sein Haus ein Junggesellenhaus, daß er seine Braut hergebracht hat, ohne ihre Mutter mitzunehmen. Ihre Mutter ...! Das Flaumvögelchen ist für Moritz beleidigt. Mutter hat es sich doch selbst verbeten und gesagt, daß sie die Bäckerei nicht verlassen könne. Das antwortet auch Moritz, aber sein Onkel läßt keine Entschuldigungen gelten. — Na, und die Bürgermeisterin, die hätte ihrem Sohn wohl den Gefallen tun können. Ja, wenn sie zu hochmütig war, dann hätten sie lieber da bleiben können, wo sie waren. Was würden sie denn jetzt angefangen haben, wenn die Bergrätin nicht hätte kommen können? Und wie konnten denn überhaupt Bräutigam und Braut so zu zweien durchs Land ziehen. — So, so, Moritz sei nicht gefährlich. Nein, das hatte er auch nie geglaubt, aber die Zungen der Leute sind gefährlich. — Na, und dann schließlich noch die Chaise, dieser alte Rumpelkasten. Hatte Moritz nicht das lächerlichste Vehikel in der ganzen Stadt aufgestöbert? Das Kind sechs Meilen in einer Chaise zu rütteln, und ihn, Onkel Theodor, eine Triumphpforte für solch einen Leiterwagen errichten zu lassen! — Wahrhaftig, er hatte nicht übel Lust, ihn ordentlich bei den Ohren zu nehmen!

Onkel Theodor für solch einen alten Karren Hurra rufen zu lassen! Er dort unten treibt es gar zu bunt, sie bewundert Moritz, der allem dem so ruhig standhält. Sie hätte eigentlich nicht übel Lust, sich hineinzumischen und Moritz zu verteidigen, aber sie glaubt nicht, daß es ihm recht wäre.

Und bevor sie einschläft, liegt sie da und rechnet sich vor, was sie alles hätte sagen wollen, um Moritz zu verteidigen. Dann schläft sie ein und fährt wieder auf, und im Ohr klingt ihr ein altes Rätsel:

Es steht ein Hund auf einem Stein
Und bellt wohl in das Land hinein.
Er hieß wie du, wie er, wie sie.
Wie hieß er doch, so sag doch wie!
Wie hieß der Hund?
Der Hund hieß Wie.

Das Rätsel hatte sie als Kind oft geärgert, solch dummer Hund. Aber jetzt im Halbschlummer vermengt sie den Hund „Wie" mit Moritz, und es kommt ihr vor, daß der Hund seine weiße Stirn hat. Dann lacht sie. Das Lachen kommt ihr ebenso leicht an, wie das Weinen. Das hat sie von Vater geerbt.

## II

Wie ist „das" gekommen? Das, was sie nicht beim Namen zu nennen wagt.

„Das" ist wohl gekommen wie der Tau ins Gras, wie die Farbe in die Rose, wie die Süßigkeit in die Beere, unmerklich und hold, ohne sich vorher anzukündigen.

Es ist ja auch gleichgültig, wie „das" gekommen ist und was „das" ist. Gut oder böse, schön oder häßlich, „das" ist das Verbotene, was es gar nicht geben sollte. „Das" macht sie ängstlich, sündhaft, unglücklich.

An „das" will sie nie mehr denken. „Das" muß ausgerissen und fortgeschleudert werden, und doch ist es nichts, was sich greifen und fangen läßt. Sie verschließt sich davor, und „das" kommt doch herein. „Das" treibt das Blut aus ihren Adern und fließt selbst darin, es treibt die Gedanken aus dem Hirn und regiert dort, es tanzt durch die Nerven und zittert bis in die Fingerspitzen. Es ist überall in ihr, so daß, wenn sie alles fortnehmen könnte, woraus der Körper sonst besteht und nur „das" übrig ließe, es einen vollen Abdruck von ihr geben würde. Und dennoch war „das" nichts.

Nie will sie an „das" denken, und stets muß sie an „das" denken. Wie ist sie so schlecht geworden. Und dann forscht sie und grübelt nach, wie „das" gekommen ist.

Ach, Flaumvögelchen! Wie weich ist nicht unser Sinn, und wie leicht geweckt unser Herz!

Sie war sicher, daß „das" nicht beim Frühstück gekommen war, nein, ganz gewiß nicht beim Frühstück.

Da war sie nur ängstlich und scheu gewesen. Es hatte sie so sehr erschüttert, als sie zum Frühstück hinabkam und Moritz nicht vorfand, nur Onkel Theodor und die Bergrätin.

Es war ja nur klug von Moritz gewesen, daß er auf die Jagd gegangen war, obgleich es unmöglich schien, herauszufinden, was er jetzt zur Mittsommerzeit jagte, wie auch die Bergrätin bemerkte. Aber er wußte natürlich, daß er am besten tat, wenn er sich ein paar Stunden von Onkel fern hielt, bis der wieder gut wurde. Er konnte sich ja gewiß gar nicht denken, daß sie so schüchtern war, daß sie beinahe ohnmächtig wurde, als sie ihn fort fand und sich selbst mit Onkel und der Bergrätin allein sah. Moritz war nie schüchtern gewesen. Er wußte nicht, was für eine Qual das war.

Dieses Frühstück, dieses Frühstück! Onkel hatte gleich damit angefangen, die Bergrätin zu fragen, ob sie die Geschichte von Sigrid der Schönen gehört habe. Er fragte nicht das Flaumvögelchen, und sie wäre auch nicht imstande gewesen, zu antworten. Die Bergrätin kannte die Ge-

schichte gut, aber er erzählte sie dennoch. Da erinnerte sich Anne-Marie, daß Moritz den Onkel ausgelacht hatte, weil er in seinem ganzen Hause nur zwei Bücher habe, und das waren die Sagen von Afzelius und Nösselts „Allgemeine Weltgeschichte für Frauenzimmer". „Aber die kann er auch," hatte Moritz gesagt.

Anne-Marie hatte die Geschichte schön gefunden. Es gefiel ihr, daß Bengt Magnusson Perlen auf den Friesrock nähen ließ. Sie sah Moritz vor sich, wie königlich stolz er ausgesehen haben würde, wenn er die Perlen befohlen hätte. Das war gerade etwas, was Moritz gut angestanden wäre.

Aber als Onkel in der Geschichte dahin kam, wo erzählt wird, wie Bengt Magnusson in den Wald ritt, um der Begegnung mit seinem erzürnten Bruder auszuweichen, und statt dessen seine junge Frau dem Sturm begegnen ließ, da wurde es ganz deutlich: Onkel verstand, daß Moritz nur auf die Jagd gegangen war, um seinem Zorn auszuweichen, und er wußte, wie sie dasaß und daran dachte, ihn zu gewinnen. — — Ja, gestern, da hatten sie freilich Pläne schmieden können, Moritz und sie, wie sie mit Onkel kokettieren würde, aber heute war kein Gedanke daran, die Pläne auszuführen. Ah, nie hatte sie sich so dumm betragen! Das ganze Blut

schoß ihr ins Gesicht, und Messer und Gabel fielen mit gewaltigem Geklapper aus ihren Händen auf den Teller.

Doch Onkel Theodor hatte kein Erbarmen gezeigt, sondern die Geschichte fortgesetzt, bis er zu dem guten Jarlworte kam: „Hätte mein Bruder dies nicht getan, wahrlich, ich tät es selber.“ Das hatte er mit so lustigem Tonfall gesagt, daß sie aufsehen und dem Blick seiner lachenden braunen Augen begegnen mußte.

Und als er da die Angst aus ihren Augen starren sah, da hatte er zu lachen angefangen wie ein richtiger Junge. „Was glauben Sie, Frau Bergrätin,“ hatte er gerufen, „daß Bengt Magnusson sich dachte, als er heimkam und das hörte ‚Hätte mein Bruder‘ . . . ich denke, ein nächstes Mal ist er daheim geblieben.“

Dem Flaumvögelchen traten die Tränen in die Augen, und als Onkel dies sah, begann er immer heftiger zu lachen. „Ja, das ist eine schöne Mittlerin, die mein Brudersohn sich da ausgesucht hat,“ schien er sagen zu wollen. „Du bist ganz aus der Rolle gefallen, mein kleines Mädchen.“ Und jedesmal, wenn sie ihn ansah, hatten die braunen Augen wiederholt: „Hätte mein Bruder dies nicht getan, wahrlich, ich tät es selber.“ Eigentlich war das Flaumvögelchen nicht ganz sicher, ob die Augen nicht Bruder-

sohn sagten. Und nun denke man, wie sie sich betragen hatte. Sie hatte laut zu weinen angefangen und war aus dem Zimmer gestürzt.

Aber nicht damals war „das" gekommen, auch nicht auf dem Vormittagsspaziergang.

Da handelte es sich um etwas ganz andres. Da war sie ganz hingerissen vor Freude über die schöne Besitzung, und darüber, der Natur so vertraut nahe zu sein. Es war, als hätte sie etwas wiedergefunden, was sie vor langer, langer Zeit verloren hatte.

Bäckermamsell, Stadtmädchen, ja dafür hielt man sie. Aber sie war nun auf einmal ein Landkind geworden, wie sie nur den Fuß auf den Kiesweg setzte. Sie erkannte sogleich, daß sie aufs Land gehörte.

Als sie sich nur ein wenig beruhigt hatte, hatte sie sich auf eigne Faust hinausgewagt, um das Gut zu besichtigen. Sie hatte sich unten auf dem Kiesplatz vor dem Eingang umgesehen. Und ganz von selbst war der Hut auf den Arm gewandert, den Schal warf sie ab und begann sich hin und her zu wiegen. Dann stemmte sie den Arm in die Hüfte und zog Luft in die Lungen ein, daß sich die Nasenflügel zusammenzogen und es nur so pfiff.

Ach, wie beherzt hatte sie sich doch gefühlt! Sie hatte ein paar Versuche gemacht, ruhig

und sittig unten im Garten herumzugehen, aber das hatte sie nicht gelockt. Mit einer raschen Wendung hatte sie sich zu den großen angebauten Wirtschaftsgebäuden begeben. Sie war einer Stallmagd begegnet und hatte ein paar Worte mit ihr gesprochen. Sie war erstaunt, zu hören, wie frisch ihre eigne Stimme klang. Sie war wie die eines Leutnants vor der Front. Und sie fühlte, wie flott es sich ausnahm, als sie, den Kopf stolz erhoben und zur Seite gewandt, mit raschen nachlässigen Bewegungen, eine kleine sausende Gerte in der Hand, in den Stall trat.

Der war jedoch nicht so, wie sie ihn sich gedacht hatte. Keine langen Reihen gehörnter Wesen gab es da, denen sie imponieren konnte, denn sie waren alle draußen auf der Weide. Ein einsames Kälbchen stand da und schien zu erwarten, daß sie etwas für es tun sollte. Sie ging auf das Tierchen zu, stellte sich auf die Zehenspitzen, hielt das Kleid mit der einen Hand gerafft und berührte mit der äußersten Spitze der andern die Stirn des Kalbes.

Da das Kalb aber nicht der Ansicht zu sein schien, daß sie genug getan habe, sondern seine lange Zunge herausstreckte, überließ sie ihm gnädigst ihren kleinen Finger zum Ablecken. Aber dabei hatte sie nicht umhin können, sich umzusehen und gleichsam einen Bewundrer dieser

Heldentat zu suchen. Und da hatte sie gefunden, daß Onkel Theodor in der Stalltür stand und lachte.

Dann hatte er sie auf ihrem Spaziergange begleitet. Aber da kam „das" gewiß nicht. Da war nur das höchst Merkwürdige und Seltsame eingetroffen, daß sie vor Onkel Theodor keine Angst mehr hatte. Es war mit ihm wie mit Mutter: er schien alle ihre Fehler und Schwächen zu kennen, und das war ein so ruhiges Gefühl. Da brauchte man sich nicht besser zu zeigen, als man war.

Onkel Theodor hatte sie in den Garten führen wollen und zu den Terrassen am Teich, aber das war nicht nach ihrem Geschmack. Sie wollte wissen, was in allen diesen großen Gebäuden war.

Da ging er geduldig mit ihr in die Milchkammer und in den Eiskeller, in den Weinkeller und in den Kartoffelkeller. Er nahm alles der Reihe nach durch und zeigte ihr die Speisekammer und die Holzkammer und den Wagenschuppen und die Rollkammer. Dann führte er sie durch den Stall der Arbeitspferde und durch den der Wagenpferde, er ließ sie die Sattelkammer und das Bedientenzimmer sehen und die Knechtestube und die Werkstatt. Sie war ein wenig verwirrt von allen diesen Räumen, die Onkel Theodor

nötig gefunden hatte in seinem Hause einzurichten, aber ihr Herz glühte vor Entzücken bei dem Gedanken, wie herrlich es sein mußte, über alles das zu walten und zu schalten. So daß sie gar nicht müde wurde, obgleich sie auch die Schafställe und die Schweineställe durchwanderten und zu den Hühnern und den Kaninchen hineinguckten. Sie untersuchte gewissenhaft die Webekammer und die Molkerei, die Räucherkammer und die Schmiede, alles in wachsender Begeisterung. Dann gingen sie über große Dachböden, Trockenböden für Wäsche und Trockenböden für Holz, Heuböden und Böden für trocknes Laub, das die Schafe zu fressen bekommen.

Die schlummernde Hausmutter in ihr erwachte beim Anblick dieser Vollkommenheit zu Leben und Bewußtsein. Aber den tiefsten Eindruck machte ihr das große Bräuhaus und die zwei niedlichen Backstuben mit dem weiten Ofen und den großen Tischen.

„Das sollte Mutter sehen," sagte sie.

Dort in der Backstube hatte sie gesessen und sich ausgeruht, und sie hatte von daheim erzählt. Das konnte sie Onkel gegenüber so leicht. Er war schon wie ein Freund, obgleich seine braunen Augen über alles lachten, was sie sagte.

Daheim war es so still, kein Leben, keine Abwechselung. Sie war als Kind kränklich gewesen,

und darum behüteten die Eltern sie so, daß sie sie gar nichts tun ließen. Nur zum Spaß durfte sie mit in der Backstube oder im Laden sein . . . Und wie sie so erzählte, war es ihr auch herausgerutscht, daß Vater sie sein Flaumvögelchen nannte. In diesem Zusammenhang hatte sie auch gesagt: „Zu Hause verwöhnen sie mich alle, außer Moritz, darum habe ich ihn so lieb. Er ist so klug mit mir, er nennt mich auch nie Flaumvögelchen, nur Anne-Marie. Moritz ist so vortrefflich."

Ach, wie es in Onkels Augen tanzt und lacht. Sie hätte ihn mit der Gerte schlagen können. Und sie wiederholte noch einmal, mit Tränen im Halse: „Moritz ist so vortrefflich."

„Ja, ich weiß, ich weiß," hatte Onkel da geantwortet. „Er soll ja mein Erbe sein." Worauf sie ausgerufen hatte: „Ach, Onkel Theodor, warum heiraten Sie nicht? Denken Sie doch, wie glücklich das Mädchen sein müßte, die Frau in einem solchen Schlosse wird?"

„Wie stände es dann mit Moritz' Erbe?" hatte Onkel ganz gleichmütig gefragt.

Da war sie für lange Zeit ganz verstummt, denn sie konnte Onkel nicht sagen, daß sie und Moritz nicht nach dem Erbe fragten, denn das taten sie doch gerade. Sie grübelte, ob es sehr häßlich war, daß sie es taten. Sie hatte plötz-

lich das Gefühl, als müßte sie Onkel um Verzeihung bitten für irgendein großes Unrecht, das sie ihm angetan habe. Aber das konnte sie auch nicht.

Als sie wieder ins Haus kamen, lief ihnen Onkels Hund entgegen. Das war ein kleines, kleines Dingelchen auf den allerschmalsten Beinen, mit wedelnden Ohrläppchen und Gazellenaugen, ein Nichts mit einem kleinen gellenden Stimmchen.

„Du wunderst dich wohl, daß ich einen so kleinen Hund habe," hatte Onkel Theodor gesagt.

„Ja, wirklich," hatte sie da geantwortet.

„Aber siehst du, nicht ich habe mir Jenny zum Hund gewählt, sondern Jenny hat mich zum Herrn genommen. Willst du die Geschichte hören, Flaumvögelchen?" Von dem Wort hatte er gleich Besitz ergriffen.

Ja, das hatte sie gewollt, obgleich sie sich denken konnte, daß wieder irgendeine Neckerei dahinter steckte.

„Ja, siehst du, als Jenny zum ersten Male herkam, lag sie einer feinen Frau aus der Stadt auf dem Schoße und hatte ein Deckchen auf dem Rücken und ein Tüchlein um den Kopf. Pst, Jenny, es ist wahr, das hattest du! Und ich dachte mir, das ist doch ein wahres Jammertierchen. Aber siehst du, als das Hundeviehchen hier auf den Boden kam, da müssen irgendwelche

Kindheitserinnerungen in ihm erwacht sein, oder was es nun war. Es kratzte und schlug um sich und wollte durchaus die Decke herunterzerren. Und dann betrug sich Jenny ganz wie die großen Hunde hier, so daß wir sagten, sie müsse ganz gewiß auf dem Lande aufgewachsen sein.

Sie legte sich draußen auf die Schwelle und warf nicht einmal einen Blick auf das Salonsofa, und sie jagte die Hühner und stahl die Milch der Katze und kläffte die Bettler an und fuhr den Pferden an die Beine, als Besuch kam. Wir hatten unsre Lust und Freude daran, zu sehen, wie sie sich benahm. Denke dir doch, solch ein kleines Ding, das nur in einem Korb gelegen hat und auf dem Arm getragen wurde. Es war ja wunderlich. — Und dann, weißt du, als sie fortfahren sollten, wollte Jenny nicht mit. Sie stand auf der Treppe und winselte so jämmerlich, und sprang an mir hinauf und bettelte förmlich, denke dir nur, bleiben zu dürfen. So wußten wir uns keinen andern Rat, als sie da zu lassen. Wir waren ganz gerührt über dies Hündchen, das so klein war und doch ein richtiger Landhund sein wollte. Aber das hätte ich doch nie geglaubt, daß ich mir noch einmal einen Schoßhund halten würde, vielleicht bekomme ich auch noch bald eine Frau."

Oh, wie schrecklich ist es doch, wenn man so

schüchtern, so unerzogen ist. Sie hätte wohl gerne wissen mögen, ob Onkel sehr erstaunt gewesen war, als sie so ungestüm fortstürzte. Aber es war ganz, als hätte er sie gemeint, als er von Jenny sprach. Und das hatte er vielleicht gar nicht. Aber immerhin, — — ja, ja, sie war so verlegen gewesen. Sie hatte nicht bleiben können.

Aber nicht damals war „das" gekommen, nicht damals.

So war es wohl am Abend, bei dem Ball. Nie hatte sie sich noch so gut auf einem Ball unterhalten! Aber wenn jemand gefragt hätte, ob sie viel getanzt habe, dann hätte sie sich wohl besinnen und sagen müssen, das habe sie nicht. Aber das war eben das beste Zeichen, wie gut sie sich unterhalten hatte, daß sie es gar nicht merkte, daß sie ein wenig vernachlässigt worden war.

Es war für sie schon eine solche Unterhaltung gewesen, Moritz anzusehen. Gerade weil sie beim Frühstück ein kleines, kleines bißchen streng gegen ihn gewesen war und gestern abend über ihn gelacht hatte, war es ihr eine solche Freude gewesen, ihn auf dem Ball zu sehen. Nie war er ihr so schön und so überlegen vorgekommen.

Er hatte gewiß das Gefühl gehabt, daß sie sich zurückgesetzt fühlte, weil er nicht nur mit ihr gesprochen und getanzt hatte. Aber es hatte ihr

genug Vergnügen gemacht, zu sehen, wie beliebt Moritz bei allen war. Als ob sie ihre Liebe zur allgemeinen Betrachtung hätte ausstellen wollen! Ah, so dumm war das Flaumvögelchen nicht!

Moritz tanzte viele Tänze mit der schönen Elisabeth Westling. Aber das hatte sie gar nicht beunruhigt, denn Moritz war immer wieder auf sie zugekommen und hatte geflüstert: „Du siehst, ich kann da nicht echappieren, wir sind Kindheitsfreunde. Und sie sind es hier auf dem Lande so gar nicht gewöhnt, einen Kavalier zu haben, der in der großen Welt gewesen ist und tanzen und konversieren kann. Du mußt mich heute abend schon den Gutsbesitzerstöchtern leihen, Anne-Marie."

Aber Onkel ging Moritz gewissermaßen aus dem Wege. „Sei du heut abend Hausherr," sagte er zu ihm, und das war Moritz. Er kam zu allem, er führte den Tanz an, führte das Trinken an und hielt Reden auf die schöne Gegend und auf die Damen. Er war großartig. Onkel sowohl wie sie hatten die Blicke auf Moritz geheftet, und so hatten sich ihre Blicke getroffen. Da hatte Onkel gelächelt und ihr zugenickt. Onkel war sicherlich stolz auf Moritz. Es hatte sie vorher ein wenig bedrückt, daß Onkel seinen Neffen nicht recht zu schätzen wußte. Gegen Morgen war Onkel recht laut und lär-

mend geworden. Da hatte er sich am Tanze beteiligen wollen, aber die Mädchen wichen ihm aus, wenn er zu ihnen kam, und taten, als wären sie schon engagiert.

„Tanze mit Anne-Marie," hatte Moritz zu Onkel Theodor gesagt, und das hatte natürlich ein wenig protegierend geklungen. Sie erschrak so sehr, daß sie förmlich zusammenfuhr.

Onkel war auch verletzt, drehte sich um und ging ins Rauchzimmer.

Aber da war Moritz auf sie zugetreten und hatte mit harter, harter Stimme gesagt:

„Du verdirbst mir aber auch alles, Anne-Marie. Mußt du so ein Gesicht machen, wenn Onkel mir dir tanzen will. Wenn du nur wüßtest, was er mir gestern über dich sagte. Du mußt auch etwas tun, Anne-Marie. Glaubst du, daß es recht ist, alles mir zu überlassen?"

„Was willst du denn, daß ich tun soll, Moritz?"

„Ach, jetzt nichts, jetzt ist der Karren schon verfahren. Denke, was ich heute abend alles gewonnen habe! Aber jetzt ist es verloren."

„Ich bitte Onkel gern um Entschuldigung, wenn du es willst, Moritz." Und sie meinte es auch. Es tat ihr wirklich leid, Onkel verstimmt zu haben.

„Es wäre natürlich das einzig Richtige, aber

von jemandem, der so lächerlich schüchtern ist wie du, kann man ja nichts verlangen."

Da hatte sie nichts geantwortet, sondern war geradewegs in das Rauchzimmer gegangen, das jetzt beinahe leer war. Onkel hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen.

„Warum wollen Sie nicht mit mir tanzen, Onkel?" hatte sie gefragt.

Onkel Theodors Augen waren zugefallen. Er schlug sie auf und sah sie lange an. Es war der schmerzvollste Blick, dem sie je begegnet war. Sie ahnte nun, wie einem Gefangenen zumute sein mag, wenn er an seine Fesseln denkt. Es sah aus, als sei Onkel sehr, sehr traurig. Als brauche er sie viel nötiger als Moritz, denn Moritz brauchte niemanden. Er war so prächtig, wie er war. Da legte sie ihre Hand ganz leicht und liebkosend auf Onkel Theodors Arm.

Mit einem Male hatte er frisches Leben in den Augen. Er begann mit seiner großen Hand ihr Haar zu streicheln. „Mütterchen," sagte er.

Da kam „das" über sie, während er ihr Haar streichelte. Es kam geschlichen, es kam gekrochen, es kam gehuscht und geraschelt, so wie wenn die Heinzelmännchen durch den dunklen Wald ziehen.

## III

Eines Abends liegen feine, weiche Wölkchen am Himmel, eines Abends ist es still und lau, eines Abends schweben kleine weiße Fläumchen von Espen und Pappeln durch die Luft.

Es ist schon spät, und niemand ist mehr auf, nur Onkel Theodor, der draußen im Garten umhergeht und überlegt, wie er den jungen Mann und das junge Mädchen voneinander trennen könnte.

Denn nie, nie, in alle Ewigkeit soll es geschehen, daß Moritz an ihrer Seite vom Hofe wegfährt, während Onkel Theodor auf der Schwelle steht und ihnen glückliche Reise wünscht.

Ist es denn überhaupt möglich, sie ziehen zu lassen, nachdem sie drei Tage hindurch das Haus mit zwitschernder Fröhlichkeit erfüllt, nachdem sie sie in ihrer stillen Weise daran gewöhnt hat, daß sie für sie alle denkt und sorgt, nachdem er sich gewöhnt hat, dies weiche geschmeidige kleine Wesen überall umherstreifen zu sehen. Onkel Theodor sagt zu sich selbst, daß das nicht möglich ist. Er kann sie nicht mehr entbehren.

In demselben Augenblick stößt er an einen abgeblühten Löwenzahn, und wie die Entschlüsse der Menschen und die Versprechungen der Menschen zerstreut sich das weiße Flaumbällchen, und die weißen Federchen fliegen eilig davon und verschwinden.

Die Nacht ist nicht kalt, wie die Nächte in dieser Gegend zu sein pflegen. Die Wärme wird unter der grauen Wolkendecke zurückgehalten. Die Winde zeigen ein seltnes Mal Erbarmen und verhalten sich still.

Onkel Theodor sieht sie, das Flaumvögelchen. Sie weint, weil Moritz sie verlassen hat. Aber er zieht sie an sich und küßt die Tränen fort.

Weich und fein fliegen die weißen Fläumchen von den großen reifen Kätzchen der Bäume. So leicht, daß die Luft sie kaum fallen lassen will, so klein und zart, daß sie kaum auf dem Boden sichtbar werden.

Onkel Theodor lacht sich ins Fäustchen, als er an Moritz denkt. In Gedanken tritt er am nächsten Morgen in sein Zimmer, als dieser noch im Bette liegt. „Höre, Moritz," will er ihm sagen. „Ich möchte dir keine falschen Hoffnungen machen. Wenn du dieses Mädchen heiratest, so hast du keinen Pfennig von mir zu erwarten. Ich will nicht mit dazu helfen, deine Zukunft zu vernichten."

„Mißfällt sie Ihnen so sehr, Onkel?" wird Moritz dann fragen.

„Nein, du, im Gegenteil, es ist ein nettes Mädchen, aber doch nichts für dich. Du mußt ein Prachtweib haben wie Elisabeth Westling. Sei nun verständig, Moritz, was wird aus dir,

wenn du um dieses Kindes willen deine Studien abbrichst und auf ein Gut gehst. Dazu taugst du nicht, mein Junge. Dazu ist etwas andres nötig, als den Hut schön zu schwingen und zu sagen: ‚Habt Dank, meine Kinder!‘ Du bist ja zum Beamten wie geschaffen. Du kannst Minister werden.“

„Wenn Sie eine so gute Meinung von mir haben, Onkel,“ antwortete dann Moritz, „so helfen Sie mir doch, mein Examen zu machen, und lassen Sie uns dann heiraten!“

„Nein, das nicht, du, das ganz gewiß nicht. Was, glaubst du, würde aus deiner Karriere werden, wenn du einen solchen Ballast mitschleppen müßtest, wie es eine Frau ist. Das Pferd, das den Brotwagen ziehen muß, galoppiert nicht. Denke dir nun die Bäckermamsell als Ministerfrau! Nein, du darfst dich nicht vor zehn Jahren verloben, nicht, bevor du avanciert bist. Was wäre die Folge, wenn ich es euch ermögliche, zu heiraten. Jedes Jahr würdet ihr zu mir kommen und um Geld betteln. Und das würdet ihr und ich bald satt kriegen.“

„Aber Onkel, ich bin doch ein Ehrenmann. Ich habe mich doch verlobt.“

„Höre mich nun an, Moritz! Was ist besser? Daß sie zehn Jahre herumgeht und auf dich wartet und du sie dann nicht heiraten willst, oder daß du gleich ein Ende machst. Nein, sei

nun entschlossen, stehe auf, steige in deinen Chaisekasten und fahre heim, bevor sie aufwacht. Es schickt sich ja ohnehin nicht, daß Bräutigam und Braut so zu zweien über Land ziehen. Ich werde schon für das Mädchen sorgen, wenn du nur von diesem Wahnwitz abstehst. Die Bergrätin wird sie nach Hause bringen, ich werde den schönsten Wagen anspannen lassen. Du sollst von mir einen Jahresgehalt bekommen, so daß du dir wegen der Zukunft keine Sorgen zu machen brauchst. Sieh mal, sei verständig, du machst deinen Eltern Freude, wenn du mir gehorchst. Reise jetzt ab, ohne sie zu sehen! Ich werde ihr schon Vernunft zusprechen. Sie will gewiß deinem Glück nicht im Wege stehen. Versuche nur nicht, sie zu treffen, ehe du fährst, sonst könntest du wieder schwankend werden, denn sie ist reizend."

Und nach diesen Worten faßt Moritz einen heldenmütigen Entschluß und reist ab.

„Und wenn er fort ist, was wird dann geschehen?"

„Schlechter Kerl," ruft es im Garten laut und drohend, wie nach einem Dieb. Onkel Theodor sieht sich um. Ist kein andrer da? Ist er es nur, der sich das selber zuruft?

Was dann geschehen wird? Ah, er wird sie darauf vorbereiten, daß Moritz fort ist, ihr zeigen, daß Moritz ihrer nicht würdig war, sie dahin

bringen, ihn zu verachten. Und wenn sie sich dann an seiner Brust ausgeweint hat, wird er sie ganz behutsam, ganz vorsichtig verstehen lassen, was er fühlt, sie locken, sie gewinnen.

Die Fläumchen fahren fort zu fallen. Onkel Theodor streckt seine große Hand aus und fängt ein Flöckchen auf.

Wie fein, wie leicht, wie zart! Er bleibt stehen und sieht es an.

Sie fahren fort, rings um ihn zu fallen, Flocke um Flocke. Was wird dann mit ihnen geschehen? Sie werden vom Winde gejagt, von der Erde beschmutzt, von schweren Füßen zertreten werden.

Onkel Theodor ist es, als ob diese leichten Fläumchen mit der größten Schwere auf ihn niederfielen. Wer will der Wind, wer will die Erde, wer will die Schuhsohle sein, wenn es diesen Kleinen, diesen Wehrlosen gilt?

Und infolge seiner staunenerregenden Kenntnisse in Nösselts Weltgeschichte steht eine Episode daraus vor ihm, die sich mit dem vergleichen läßt, woran er eben gedacht hat.

Es war anbrechender Morgen, nicht sinkende Nacht wie jetzt. Es war ein Felsenstrand, und unten am Meere saß ein schöner Jüngling mit einem Pantherfell über der Schulter, mit Weinlaub in den Locken, den Thyrsos in der Hand. Wer er war? Ah, Gott Bacchus selbst.

Und der Felsenstrand war Naxos. Was der Gott sah, war Griechenlands Meer. Das Schiff mit den schwarzen Segeln, das rasch zum Horizont entfloh, ward von Theseus gelenkt, und in der Grotte, deren Eingang sich hoch in einem Absatz der steilen Strandberge öffnete, schlummerte Ariadne.

Und in der Nacht hatte der junge Gott gedacht: „Ist wohl der sterbliche Jüngling würdig der himmlischen Maid?“ Und um Theseus zu prüfen, hatte er ihn in einem Traume mit dem Verluste des Lebens bedroht, wenn er nicht sogleich Ariadne verließe. Da hatte sich dieser ungesäumt erhoben, war zum Schiffe geeilt und über die Wellen geflohen, ohne auch nur die Jungfrau zu wecken, um ihr Lebewohl zu sagen.

Nun saß Gott Bacchus lächelnd da, von den süßesten Hoffnungen gewiegt und harrte Ariadnes. Die Sonne ging auf, der Morgenwind erhob sich. Er überließ sich lächelnden Träumen. Er würde die Verlassene schon zu trösten wissen, er, Gott Bacchus selbst.

Da kam sie. Mit strahlendem Lächeln trat sie aus der Grotte. Ihre Augen suchten Theseus, sie irrten immer weiter fort, zum Ankerplatz des Schiffes, über die Wellen — — zu den schwarzen Segeln — —

Und dann mit einem schneidenden Schrei, ohne

Besinnung, ohne Zaudern, hinab ins Meer, hinab in Tod und Vergessenheit.

Und da saß nun Gott Bacchus, der Tröster.

So ging es zu. So war es geschehen. Onkel Theodor erinnert sich freilich, Nösselt hat ein paar Worte hinzugefügt, daß mitleidige Dichter behaupten, Ariadne hätte sich von Bacchus trösten lassen. Aber die Mitleidigen hatten sicherlich unrecht. Ariadne ließ sich nicht trösten.

Lieber Gott, weil sie so gut und süß ist, daß er sie lieben muß, darum soll sie unglücklich gemacht werden!

Zum Lohn für das schöne, sanfte Lächeln, daß sie ihm geschenkt hat, weil ihre kleine, weiche Hand sich vertrauensvoll in die seine gelegt, weil sie nicht gezürnt hat, wenn er sie neckte, darum soll sie ihren Bräutigam verlieren und unglücklich gemacht werden.

Für welches von allen ihren Verbrechen soll sie verurteilt werden? Weil sie ihn dazu gebracht hat, im Allerinnersten seiner Seele einen Raum zu entdecken, der bis dahin ganz fein und rein und unbesetzt gewesen ist und nur auf solch ein kleines, zartes und mütterliches Frauenwesen gewartet zu haben scheint, oder weil sie schon jetzt über ihn Macht hat, so daß er kaum wagt, einmal zu fluchen, wenn sie es hört; oder warum soll sie gestraft werden?

Ach, armer Bacchus, armer Onkel Theodor! Es ist nicht gut, es mit diesen Feinen, Lichten, Daunenweichen zu tun zu haben. — Sie springen ins Meer, wenn sie die schwarzen Segel sehen.

Onkel Theodor flucht in aller Stille darüber, daß das Flaumvögelchen nicht schwarzhaarig, rotwangig, grobgliederig ist.

Da fällt wieder ein Flöckchen, und es fängt an zu sprechen: „Ich hätte dir all dein Lebtag folgen sollen. Ich hätte dir am Spieltisch eine Warnung ins Ohr geflüstert. Ich hätte das Weinglas fortgerückt. Von mir würdest du es geduldet haben." — „Das hätte ich," flüstert er, „das hätte ich."

Ein andres kommt und spricht ebenfalls: „Ich hätte dein großes Haus regieren und es traulich und warm machen sollen. Ich hätte dich durch die öden Gefilde des Alters geleitet. Ich hätte dein Herdfeuer entzündet, wäre dir Auge und Stab gewesen. Würde ich nicht dazu getaugt haben?" — „Liebes, kleines Fläumchen," antwortet er, „freilich hättest du das."

Noch ein Flöckchen kommt geflogen, und es spricht: „Wie bin ich doch zu beklagen. Morgen fährt mein Bräutigam von mir fort, ohne mir auch nur Lebewohl zu sagen. Morgen werde ich weinen, den ganzen Tag weinen, denn ich werde es als solch eine Schmach empfinden, daß

ich für Moritz nicht gut genug bin. Und wenn ich heimkomme, wie werde ich da über meines Vaters Schwelle treten können. Das ganze Hintergäßchen entlang wird man flüstern und ziscbeln, wenn ich mich zeige. Alle werden sich fragen, was ich wohl Böses verbrochen habe, um so schlecht behandelt zu werden. Kann ich dafür, daß du mich liebst?" Er antwortet mit Tränen in der Kehle: „Sprich nicht so, kleines Fläumchen! Es ist noch zu früh, um so zu sprechen."

Die ganze Nacht geht er draußen umher, und endlich gegen Mitternacht kommt ein wenig Dunkelheit. Da gerät er in große Angst; diese dumpfe schwüle Luft scheint stille zu stehen, aus Angst vor irgendeiner Missetat, die am Morgen begangen werden soll. Da sucht er die Nacht zu beschwichtigen, indem er ganz laut sagt: „Ich werde es nicht tun."

Aber da begibt sich das Seltsamste. Die Nacht gerät in eine solch zitternde Angst. Jetzt sind es nicht mehr die kleinen Fläumchen, die fallen, nein, rings um ihn rauschen große und kleine Flügel. Er hört, daß etwas entflieht, aber er weiß nicht, wohin.

Das Fliehende streicht an ihm vorbei, es berührt seine Wange, es streift seine Kleider und seine Hände, und er begreift, was es ist. Es sind die Blätter, die die Bäume verlassen, die

Blumen, die von ihren Stengeln entfliehen, die Flügel, die von den Schmetterlingen fortfliegen der Gesang, der die Vögel verläßt.

Und er weiß, daß, wenn die Sonne aufgeht, sein Lustgarten ganz verwüstet sein wird. Leerer kahler, stummer Winter wird da herrschen, kein Schmetterlingsspiel, kein Vogelgezwitscher.

Er bleibt im Freien, bis das Licht wiederkehrt, und er ist beinahe erstaunt, als er die dunklen Laubmassen der Ahornbäume sieht. „Jaso," sagt er, „was war es dann, was verwüstet wurde, wenn nicht der Garten? Hier fehlt ja nicht einmal ein Grashälmchen. Der Tausend auch, ich selber bin es, der fortab durch Kälte und Winter wandern muß, — nicht der Garten. Es ist, als wäre der ganze Lebensmut entflohen. Ah, du alter Narr, das geht wohl auch vorüber, wie alles andre. Das ist doch wahrlich zu viel Aufhebens um so ein kleines Frauenzimmerchen.

## IV

Wie schrecklich unbescheiden „das" sich an dem Morgen beträgt, wo sie fortfahren sollen. An den zwei Tagen, die sie nach dem Balle hier gewesen sind, ist „das" eher etwas Anfeuerndes, etwas Belebendes gewesen, aber jetzt, wo das Flaumvögelchen fort soll, wo „das" einsieht, daß es im Ernst aus ist, daß es keine Rolle in ihrem

Leben spielen darf, da verwandelt es sich in eine Todesschwere, in eine Todeskälte.

Es ist, als müßte sie einen versteinerten Körper über die Treppen hinab in Frühstückszimmer schleppen. Sie streckt eine schwere kalte Hand aus Stein aus, als sie grüßt, sie spricht mit einer trägen Steinzunge, sie lächelt mit harten Steinlippen. Das ist eine Arbeit, eine Arbeit.

Aber wer wird sich nicht freuen, wenn er daran denkt, daß alles an diesem Morgen so abgemacht wird, wie es die gute alte Treue und Ehre erfordert!

Onkel Theodor wendet sich beim Frühstück an das Flaumvögelchen und erklärt mit wunderlich ungefüger Stimme, daß er sich entschlossen hat, Moritz die Verwalterstelle in der Laxåhütte zu geben; aber da der genannte junge Mann, fährt Onkel mit einem angestrengten Versuch, seinen gewöhnlichen Gesprächston beizubehalten, fort, in praktischen Beschäftigungen nicht allzu bewandert ist, so kann er den Platz nicht früher antreten, ehe er nicht eine Gattin an seiner Seite hat. Hat sie, Mamsell Flaumvögelchen, ihre Myrte so gut gepflegt, daß sie im September Kranz und Krone tragen kann?

Sie fühlt, wie er dasitzt und ihr ins Gesicht sieht. Sie weiß, daß er einen Blick zum Dank haben will, aber sie sieht nicht auf.

Moritz hingegen springt in die Höhe. Er umarmt Onkel und treibt es ganz schrecklich. „Aber, Anne-Marie, warum dankst du Onkel nicht? Du mußt Onkel Theodor streicheln, Anne-Marie. Die Laxåhütte ist das herrlichste auf der Welt. Nun, Anne-Marie!“

Jetzt schlägt sie die Augen auf. Es stehen Tränen darin, und durch diese fällt auf Moritz ein Blick, voll Angst und Vorwurf. Daß er nicht versteht, daß er durchaus mit bloßem Licht in den Pulverkeller gehen muß!

Dann wendet sie sich an Onkel Theodor, aber nicht in der schüchternen, kindlichen Art wie zuvor, sondern mit einer gewissen Grandezza im Benehmen, mit etwas von einer Märtyrerin, einer gefangnen Königin.

„Sie tun zu viel für uns, Onkel,“ sagt sie nur.

Damit ist alles nach den Forderungen der Ehre und des Anstandes abgemacht. Es ist kein Wort mehr über die Sache zu verlieren. Er hat ihr nicht den Glauben an den Mann, den sie liebt, geraubt. Sie hat sich nicht verraten. Sie ist dem Manne treu, der sie zu seiner Braut gemacht hat, obgleich sie nur ein armes Mädchen aus einem kleinen Bäckerladen im Hintergäßchen ist.

Und jetzt kann der Wagen vorfahren, der Mantelsack geschnürt, der Eßkorb gefüllt werden.

Onkel Theodor erhebt sich vom Tische. Er stellt sich an das Fenster. Von dem Moment an, wo sie sich mit jenem tränenvollen Blick ihm zugewendet hat, ist er ganz von Sinnen. Er ist ganz toll, imstande, sich auf sie zu stürzen, sie an seine Brust zu ziehen und Moritz zuzurufen, er möge nur kommen und sie von dort losreißen, wenn er es kann.

Er hält die Hände in den Taschen. Durch die geballten Fäuste gehen krampfhafte Zuckungen.

Kann er es zulassen, daß sie den Hut aufsetzt, daß sie der Bergrätin Lebewohl sagt.

Da steht er wieder auf dem Felsen von Naxos und will die Geliebte stehlen. Nein, nicht stehlen! Warum nicht ehrlich und männlich vortreten und sagen: „Ich bin dein Nebenbuhler, Moritz. Deine Braut mag zwischen uns wählen. Ihr seid noch nicht verheiratet, es ist keine Sünde, wenn ich versuche, sie dir abwendig zu machen. Hüte sie wohl, ich will alle Mittel anwenden."

Dann wäre er ja gewarnt, und sie wüßte, wonach sie sich zu richten hätte.

Es knackt in den Knöcheln, als er wieder die Fäuste ballt. Wie würde Moritz über den alten Onkel lachen, wenn er vortrat und dies erklärte! Und wozu sollte es dienen? Sollte er sie erschrecken, damit es ihm dann nicht einmal mehr gestattet war, ihnen in Zukunft zu helfen?

Aber wie wird es jetzt gehen, wenn sie herankommt, um ihm Lebewohl zu sagen? Er ist nahe daran, ihr zuzuschreien, sich zu hüten, sich auf drei Schritt Entfernung von ihm zu halten.

Er bleibt am Fenster stehen und wendet ihnen den Rücken, während sie mit dem Ankleiden und dem Füllen des Eßkorbes beschäftigt sind. Werden sie denn nie fertig? Jetzt hat er es schon tausendmal durchlebt. Er hat ihr die Hand gegeben, sie geküßt, ihr in den Wagen geholfen. Er hat es so oft getan, daß er sie schon fort glaubt.

Er hat ihr auch Glück gewünscht. Glück... Kann sie mit Moritz glücklich werden? Sie hat diesen Morgen nicht glücklich ausgesehen. O, doch gewiß. Sie weinte ja vor Freude.

Während er so dasteht, sagt Moritz plötzlich zu Anne-Marie: „Was für ein Dummkopf ich bin. Ich habe ja ganz vergessen, mit Onkel von Papas Aktien zu sprechen."

„Ich denke, es wäre am besten, du ließest es," antwortet das Flaumvögelchen. „Es ist vielleicht nicht recht."

„Ach Unsinn, Anne-Marie. Die Aktien tragen gerade augenblicklich nichts. Aber wer weiß, ob sie nicht eines Tages besser werden? Und übrigens, was macht das Onkel? Solch eine Kleinigkeit . . ."

Sie unterbricht mit ungewöhnlicher Heftigkeit, beinahe mit Angst. „Ich bitte dich, Moritz, tue es nicht! Laß mich dieses einzige Mal recht behalten."

Er sieht sie an, ein bißchen verletzt. „Dieses einzige Mal. Als wenn ich dir gegenüber ein Tyrann wäre. Nein, weißt du, das kann ich nicht, schon wegen dieses Wortes finde ich, daß ich nicht nachgeben darf."

„Hänge dich nicht an ein Wort, Moritz. Hier handelt es sich um mehr als um Höflichkeit und Phrasen. Ich finde es nicht schön von dir, Onkel übervorteilen zu wollen, wo er so gut gegen uns war."

„Aber still doch, Anne-Marie, still doch! Was verstehst du von Geschäften?" — Sein ganzes Wesen ist noch aufreizend ruhig und überlegen. Er sieht sie an, wie ein Schulmeister einen guten Schüler, der sich gerade am Prüfungstage dumm anstellt.

„Daß du gar nicht verstehst, um was es sich handelt," ruft sie aus. Und sie ringt verzweifelt die Hände.

„Ich muß wirklich jetzt mit Onkel sprechen," sagt Moritz, „wennschon aus keinem andern Grunde, so, um ihm zu zeigen, daß es sich hier um keinen Betrug handelt. So, wie du dich benimmst, könnte Onkel wirklich glauben, daß wir, mein Vater und ich, ein paar Schurken sind."

Und er kommt auf Onkel Theodor zu und erklärt ihm, welche Bewandtnis es mit diesen Aktien hat, die sein Vater ihm verkaufen will. Onkel Theodor hört so gut zu, als er kann. Er versteht sogleich, daß sein Bruder, der Bürgermeister, eine schlechte Spekulation gemacht hat und sich vor Verlusten schützen will. Aber was weiter, was weiter? Solche Gefälligkeiten pflegt er ja der ganzen Familie zu erweisen. Aber eigentlich denkt er nicht daran, sondern an das Flaumvögelchen. Er wüßte zu gern, was in dem empörten Blick liegt, den sie Moritz zuwirft. Liebe war es gerade nicht.

Und nun mitten in seiner Verzweiflung über das Opfer, das er bringen mußte, beginnt ein schwacher Hoffnungsstrahl vor ihm aufzudämmern. Er steht da und starrt ihn an wie ein Mann, der in einem Zimmer, wo ein Geist umgeht, liegt und sieht, wie ein heller Nebel aus dem Boden emporsteigt, sich verdichtet und wächst und zu greifbarer Wirklichkeit wird.

„Komm mit mir in mein Zimmer, Moritz," sagt er, „dann kannst du das Geld gleich haben."

Aber während er spricht, ruht sein Blick auf dem Flaumvögelchen, um zu sehen, ob „das Geistchen" zum Sprechen bewogen werden kann. Aber noch sieht er nur stumme Verzweiflung bei ihr.

Doch kaum sitzt er am Pult in seinem Zimmer,

als die Türe sich öffnet und Anne-Marie herein-kommt.

„Onkel Theodor," sagt sie sehr fest und ent-schlossen, „kaufen Sie doch diese Papiere nicht."

Ach, welcher Mut, Flaumvögelchen! Wer, der dich vor drei Tagen an Moritz' Seite im Wagen sah, wo du bei jedem Wort, das er sagte, zu-sammenzuschrumpfen und immer kleiner zu werden schienst, hätte dir so etwas zugetraut?

Jetzt braucht sie auch ihren ganzen Mut, denn jetzt wird Moritz ernstlich böse.

„Schweig," zischt er sie an und brüllt darauf, um von Onkel Theodor, der am Pult sitzt und Banknoten zählt, richtig gehört zu werden. „Was fällt dir denn ein? Die Aktien tragen jetzt keine Zinsen, das habe ich Onkel gesagt, aber Onkel weiß ebensogut wie ich, daß sie welche tragen werden. Glaubst du, daß Onkel sich so von einem, wie ich, übers Ohr hauen läßt? Onkel wird von diesen Dingen wohl mehr verstehen als irgend jemand von uns. Ist es je meine Absicht ge-wesen, diese Aktien für gut auszugeben? Habe ich je etwas andres gesagt als: für jemanden, der in der Lage ist, zu warten, kann dies ein gutes Geschäft werden?"

Onkel Theodor sagt nichts, er reicht Moritz nur ein paar Banknoten. Er möchte wissen, ob dies den Geist zum Sprechen bringen wird.

„Onkel," sagt die kleine, unerbittliche Wahrheitsverkünderin — denn es ist ja eine bekannte Sache, daß niemand unerbittlicher sein kann als diese Daunenweichen, diese Zartbesaiteten, wenn sie einmal so weit sind — „diese Aktien sind keinen Pfifferling wert und werden nie etwas wert sein. Das wissen wir zu Hause alle."

„Anne-Marie, du stempelst mich zu einem Schurken —"

Sie fährt mit den Augen über ihn hin, so, als wären ihre Blicke die Schneiden einer Schere, und sie schneidet ihm Lappen um Lappen alles ab, womit sie ihn herausstaffiert hat; und als sie ihn zuletzt in der ganzen Nacktheit seiner Eigenliebe und seines Eigennutzes sieht, fällt ihr schreckliches kleines Zünglein das Urteil über ihn:

„Was bist du denn anders?"

„Anne-Marie!"

„Ja, was sind wir alle beide anders," fährt das unbarmherzige Zünglein fort, das, nun es in Gang ist, es am besten findet, die Dinge klarzulegen, die ihr Gewissen zermartern, seit sie angefangen hat, daran zu denken, daß auch der reiche Mann, dem dieses große Schloß gehört, ein Herz hat, das leiden und sich sehnen kann. Und nun, wo die Zunge so vortrefflich in Gang ist und alle Scheu von ihr gewichen zu sein scheint, sagt sie:

„Als wir uns daheim in die Chaise setzten, was dachten wir da? Wovon sprachen wir auf dem Wege? Wie wir ihn dort für uns gewinnen wollten. ‚Du mußt flott sein, Anne-Marie,‘ sagtest du. ‚Und du mußt schlau sein, Moritz,‘ sagte ich. Wir dachten nur daran, uns einzuschmeicheln. Viel wollten wir haben, und nichts wollten wir geben, nichts andres als Verstellung. Wir wollten nicht sagen: Hilf uns, weil wir arm sind und uns lieb haben, sondern wir wollten schmeicheln und heucheln, bis Onkel in dich oder in mich vernarrt war, das war unsre Absicht. Aber wir wollten nichts zurückgeben, weder Liebe noch Achtung, nicht einmal Dankbarkeit. Und warum bist du nicht allein gefahren, warum mußte ich mit? Du wolltest mich ihm zeigen, du wolltest, daß ich, daß ich . . .“

Onkel Theodor springt auf, als er sieht, wie Moritz die Hand gegen sie erhebt. Denn jetzt hat er fertig gerechnet und verfolgt das, was geschieht, mit einem Herzen, das in Hoffnung schwillt. Und es ist, als flöge sein Herz nun weit auf, um sie zu empfangen, als sie jetzt aufschreit und in seine Arme flieht, in seine Arme flieht ohne Zaudern und Bedenken, ganz als gäbe es keinen andern Platz auf Erden, zu dem sie fliehen könnte.

„Onkel, er will mich schlagen!“

Und sie schmiegt sich fest, fest an ihn.

Aber Moritz ist jetzt wieder ganz ruhig. „Verzeih meine Heftigkeit, Anne-Marie," sagt er. „Es regte mich auf, dich in Onkels Gegenwart so kindisch sprechen zu hören. Aber Onkel wird auch verstehen, daß du eben nur ein Kind bist. Dennoch gebe ich zu, daß keine, wenn auch noch so gerechte Empörung einem Manne das Recht gibt, eine Frau zu schlagen. Komm jetzt her und küsse mich. Du brauchst bei niemandem Schutz gegen mich zu suchen."

Sie rührt sich nicht, sie wendet sich nicht um, sie klammert sich nur fest.

„Flaumvögelchen, soll ich ihn dich nehmen lassen?" flüstert Onkel Theodor.

Und sie antwortet nur mit einem Zittern, das auch seinen ganzen Körper durcheilt.

Aber Onkel Theodor fühlt sich so frisch, so gehoben. Er ist jetzt ganz außerstande, den vollkommenen Neffen wie früher im richtigen Licht seiner Vollkommenheit zu sehen. Er wagt es, mit ihm zu scherzen.

„Moritz," sagt er, „du überraschst mich. Die Liebe macht dich schwach. Kannst du so mir nichts dir nichts verzeihen, daß sie dich einen Schurken nennt? Du mußt sogleich mit ihr brechen. Deine Ehre, Moritz, denke an deine Ehre! Nichts in der Welt kann einer Frau gestatten, einen

Mann zu beleidigen. Setze dich in deine Chaise, mein Junge, und fahre ohne dieses verlorene Wesen von hier fort. Das ist nur Recht und Gerechtigkeit nach einer solchen Beschimpfung."

Und während er seine Rede beschließt, legt er seine großen Hände um ihr Köpfchen und richtet es empor, so daß er ihre Stirn küssen kann.

„Verlasse dieses verlorene Wesen," wiederholt er.

Aber jetzt fängt auch Moritz zu verstehen an. Er sieht, wie es in Onkel Theodors Augen funkelt, und wie ein Lächeln nach dem andern um seine Lippen spielt.

„Komm, Anne-Marie."

Sie zuckt zusammen. Jetzt ruft er sie als der, dem sie sich angelobt hat. Es ist, als müßte sie gehen. Und sie läßt Onkel Theodor so hastig los, daß er es nicht verhindern kann, aber sie kann auch nicht zu Moritz gehen, darum gleitet sie zu Boden, und da bleibt sie sitzen und schluchzt.

„Fahre allein in deinem Leiterwagen nach Hause, Moritz," sagt Onkel Theodor scharf. „Diese junge Dame ist bis auf weiteres in meinem Hause zu Gast, und ich gedenke sie vor deinen Übergriffen in Schutz zu nehmen."

Und er denkt nicht mehr an Moritz, sondern ist nur darauf bedacht, sie emporzuziehen, ihre

Tränen zu trocknen und ihr zuzuflüstern, daß er sie liebt.

Und Moritz, der sie so sieht, die eine weinend, der andre tröstend, ruft aus: „Ach, das ist alles abgekartet. Ich bin betrogen. Das ist eine Komödie. Man stiehlt mir meine Braut, und man verhöhnt mich obendrein. Man läßt mich nach einer rufen, die gar nicht kommen will. Ich beglückwünsche dich zu diesem Handel, Anne-Marie."

Und während er hinausstürzt und die Türe zuwirft, ruft er: „Glückssucherin!"

Onkel Theodor macht eine Bewegung, wie um ihm nachzueilen und ihn zu züchtigen, aber das Flaumvögelchen hält ihn zurück.

„Ach, Onkel Theodor, laß doch immerhin Moritz das letzte Wort behalten. Moritz hat immer recht. Eine Glückssucherin, das bin ich ja gerade, Onkel Theodor."

Und sie schmiegt sich wieder an ihn, ohne zu zögern, ohne zu fragen. Und Onkel Theodor ist ganz verwirrt; eben weinte sie noch und jetzt lacht sie, eben sollte sie den einen heiraten, und jetzt küßt sie einen andern. Da hebt sie das Köpfchen und lächelt: „Jetzt bin ich dein kleines Hündchen. Du kannst mich nicht loswerden."

„Flaumvögelchen," sagt der Gutsherr mit seiner barschesten Stimme. „Das hast du schon die ganze Zeit gewußt."

Sie begann zu flüstern: „Hätte mein Bruder ..."

„Und du wolltest doch, Flaumvögelchen ... Moritz kann froh sein, daß er dich los wird. Solch ein dummes, lügnerisches, heuchelndes Flaumvögelchen, solch ein ungerechtes, kleines, wetterwendisches Fläumchen, solch ein, solch ein ..."

* * *

Ach Flaumvögelchen, ach Seidenblümchen! Du warst wohl nicht nur eine Glücksucherin, du warst wohl auch eine Glücksbringerin, sonst würde wohl nicht soviel von deinem lieblichen Frieden den Platz umschweben, wo du gewohnt hast. Noch heute wird das Haus von großen Ahornen beschattet, und die Birkenstämme stehen weiß und fleckenlos von der Wurzel bis zum Wipfel da. Noch heute sonnt sich die Natter friedlich auf ihrem Hügel, und im Parkteich schwimmt ein Kühling, der so alt ist, daß kein Junge es über das Herz bringt, ihn zu angeln. Und wenn ich hinkomme, da fühle ich, daß Feierfriede in der Luft liegt, und es ist, als sängen Vögel und Blumen noch ihre schönen Lieder dir zum Preise.

434020

LSwed
L1746si
.G

Lagerlöf, Selma
Die sieben Todsünden.

NAME OF BORROWER.

DATE.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED